



Kantonsschule Hottingen

Gymnasium
Handels- und Informatikmittelschule

Ein Jahr PPP
packend, Persönlich, P...?



In dieser Ausgabe



Interview **Nora Teuwsen**

**Just do it.
Nur halt richtig.**



Feature

PPP?



Neben dem Unterricht

Von **Influencer:innen
und Minecraft**

Interview	
Just do it. Nur halt richtig.	4 – 5
Feature	
PPP?	6 – 7
Rund um die Schule	
Der Frauenfussball entwickelt sich, hat aber Nachholbedarf	8 – 9
Der neue Prorektor	10 – 11
Bildnerisches Gestalten	
Geschenkpapier	12 – 13
Sprachbetrachtung	
Gespräche mit Fabienne	14 – 15
Neben dem Unterricht	
Ein Auge für das Wesentliche	16 – 17
Atmosphäre und Ästhetik	18
Von Influencer:innen und Minecraft	19
SuS-Perspektive	
Dialektische Erörterung zum Klimawandel	19
Tactical Timeout	
Damit dir nicht die Puste ausgeht	20 – 21
Öko-logisch!	
Lebensqualität für Sie und mich	21
Wir stellen uns vor	
In der Mediothek: Gute Geister mit Blick fürs Ganze	22
Wort des Rektors	23
Agenda	24

Redaktion
Anne-Sophie Schweizer
Jennifer Wagner



Ein Jahr PPP

Liebe Leser:innen

von Anne-Sophie Schweizer und Jennifer Wagner

Manchmal sieht man erst auf den zweiten Blick, was etwas wirklich ist. Kommt Ihnen das bekannt vor? Unseren Lehrpersonen in den Arbeitswochen jedenfalls schon: Ein blauer Stein in einem Schlossverlies? Ein seltener Minecraft-Rohstoff (→ Von Influencer:innen und Minecraft, S. 19). Eine vibrierende Stille in einem Atelier? Die konzentrierte Energie vor dem ersten Siebdruck (→ Atmosphäre und Ästhetik, S. 18).

Auf den ersten Blick ist auch PPP ein kryptisches Kürzel: Pädagogik, Psychologie, Philosophie. Drei Fächer, drei Denkweisen und dennoch ein gemeinsamer Anspruch. Muss man da jetzt Kant lesen oder Erziehungsstile vergleichen? Oder beides? Wer das neue Schwerpunktfach aus der Nähe betrachtet, merkt schnell: PPP ist kein stilles Fach (→ PPP?, S. 6).

Laut wurde es auch in der Aula im Rahmen des h Forum zur Gleichstellung im Fussball, als mitreissende Torschüsse aus unterschiedlichen Fussballspielen gezeigt wurden: Viele hielten die eingeblendeten Spielszenen für Männerfussball – bis sich das Gegenteil herausstellte. Ein ebenso eindrückliches wie entlarvendes Experiment (→ Der Frauenfussball entwickelt sich, hat aber Nachholbedarf, S. 8).

Eine weitere neue Erkenntnis ergibt sich in Bezug auf die deutsche Sprache: Für viele klingt sie hart, streng, unmelodisch. Doch dann schreibt eine Maturandin über das Wort «Sommerabendrot» – und plötzlich ist Deutsch die Sprache der Romantik. (→ Gespräche mit Fabienne, S. 14).

Klarheit entsteht auch, wenn man bereit ist, Dinge unscharf zu lassen. In der Fotografie des fast 100-jährigen René Groebli wurde Unschärfe zum Stilmittel. «Magie der Schiene» nannte er seine Serie – und wehrte sich damit gegen die Forderung nach technischer Perfektion (→ Ein Auge für das Wesentliche, S. 16).

Mit jedem neuen Schwerpunktfach wie PPP, mit jeder neuen Reform, mit jeder neuen Idee ändert sich etwas: in den Stundentafeln, in den Gängen, im Kopf. Wer wie unser neuer Prorektor seit fast drei Jahrzehnten hier unterrichtet (→ Der neue Prorektor – oder wie man zu einem Morgenmenschen wird, S. 10), bringt dafür nicht nur Erfahrung mit – sondern auch den nötigen langen Atem (→ Damit dir die Puste nicht ausgeht, S. 20). Dass Lehrpläne weiterentwickelt werden und sich Schüler:innenzahlen verdoppeln, heisst nämlich noch lange nicht, dass die Schule ihr Wesen verliert.

Dass wir bereit sind, unsere Perspektiven zu wechseln, ist kein Selbstläufer. Aber es ist ein Bildungsziel – und eines, das im Rahmen von WEGM (Reform zur Weiterentwicklung der gymnasialen Maturität) explizit gefördert werden soll: durch überfachliche Kompetenzen wie Empathie, Neugier, Kreativität und Selbstreflexion.

In diesem Sinn wünschen wir Ihnen eine anregende Lektüre – und den Mut, auch jenen Texten, Bildern und Gedanken eine zweite Chance zu geben, bei welchen man einfach weitergeblättert hätte. Ganz nach Kant also: Den Mut, sich des eigenen Verstandes zu bedienen (→ PPP?, S. 6). ●

Just do it. Nur halt richtig.

Nora Teuwsen kehrt zurück an ihre alte Schule – nicht als Schülerin, sondern als Vorsitzende der Geschäftsleitung von ABB Schweiz.

von Anne-Sophie Schweizer und Jennifer Wagner

Nora, du hast an der KSH deine Schulzeit verbracht und bist hier täglich ein- und ausgegangen. Wenn du heute ein grosses Plakat am Eingang der Kanti Hottingen gestalten dürftest – was würdest du darauf schreiben? Was wäre deine Botschaft an die Schüler:innen?
Just do it. Manchmal muss man einfach mutig sein und Dinge ausprobieren. Immer wieder ins kalte Wasser springen. Und: Never give up. Diese Hartnäckigkeit ist entscheidend, um im Leben weiterzukommen.

«Just do it – and never give up» – war das auch für dich selbst ein innerer Kompass?

Ja, ich habe dieses Motto gelebt. Ich bin eigentlich immer gegen den Strom geschwommen – aber nicht, weil ich bewusst dagegen sein wollte. Der Strom ging einfach oft in eine Richtung, die nicht meiner Einstellung entsprach.

Bereits ab der Primarschule kam es immer wieder vor, dass ich dachte: Das ist nicht fair. Ich hatte schon damals einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit.

Hier an der Schule war ich eines der wenigen Mädchen in der Klasse. Später, in den oberen Kaderpositionen bei der SBB, war ich bei Anlässen oft die einzige Frau. Entsprechend war meine Schulzeit auch eine Lebensschule. Heute ist die Situation eine andere: In der ABB arbeiten wir global mit vielen Frauen im Team.

Ich bin eigentlich immer gegen den Strom geschwommen – aber nicht, weil ich bewusst dagegen sein wollte.

Heute bist du als Vorsitzende der Geschäftsleitung von ABB Schweiz an der Spitze eines Unternehmens aus der Techbranche. Wie ist der Wechsel gelungen?

Ich habe bald gemerkt: Ich möchte nicht nur beraten, sondern gestalten. In meiner Rolle als General Counsel bei der SBB war ich zwar in vielen Themen involviert, aber als Beraterin, nicht als Entscheiderin.

Mir wurde klar: Ich bin jemand, die Verantwortung übernehmen und Wirkung erzielen will. Dieser Wunsch hat mich letztlich Schritt für Schritt in unternehmerische Rollen geführt. Die ABB Schweiz zu leiten, ist für mich heute eine sehr erfüllende Aufgabe.

Wie würdest du jungen Leuten deinen Arbeitsalltag schildern? Gibt es bei dir so etwas wie einen typischen Tag?

Einen typischen Tag gibt es nicht; jeder bringt neue Themen, Termine, Orte. Vieles dreht sich um Kommunikation, Entscheidungen und Repräsentation. Mein Sohn meint manchmal, ich würde nur essen gehen und an Feiern teilnehmen (Lacht.). Aber es gehört dazu – dann

steht man eben auch mal vor 800 Leuten auf der Bühne, so wie neulich bei einer grossen Jubiläumsfeier in Oerlikon. Das war übrigens direkt in der Nähe eures neuen KSH-Standorts! Wir haben langjährige Mitarbeitende geehrt, einige davon sind seit über 40 Jahren im Unternehmen. Ich stand auf der Bühne in Abendrobe, begleitet von Musik und Trockenreis. Da wird dann klar: Jetzt hilft dir niemand, da musst du alleine durch.

Gewöhnt man sich daran, vor grossem Publikum aufzutreten?

Ja, mit der Zeit gewinnt man diesbezüglich eine gewisse Routine, aber nach wie vor macht mir das öffentliche Reden vor grossem Publikum nicht einfach gar nichts aus. Es wird mit der Zeit einfacher, klar, aber die Nervosität bleibt. Ich sage immer: Die Schweizer rennen weg, wenn das Licht angeht, und die Schweizer Frauen rennen noch weiter weg – die Amerikaner:innen rennen hin. Irgendwo dazwischen liegt vermutlich das Ideal. Es ist völlig normal, dass man vor Auftritten nervös ist – das geht den meisten so, auch mir. Es ist auch tagesformabhängig, und ganz ehrlich: Interne Anlässe sind für mich oft die herausforderndsten. Gerade deshalb war diese Jubiläumsfeier in Oerlikon besonders. Vor Mitarbeitenden zu sprechen, mit denen man teilweise über Jahre zusammengearbeitet hat, ist etwas anderes als ein externer Anlass. Die Erwartungen sind hoch, und man will diesen Menschen gerecht werden, welche über eine so lange Zeit hinweg loyal gegenüber der ABB waren.



KSH-Alumna Nora Teuwsen leitet heute die ABB Schweiz

Du hast vorhin gesagt, dass sich viele Frauen beim öffentlichen Reden eher zurückhalten. Ist das wirklich ein Schweizer Phänomen?

Vermutlich hat das viel mit den konservativeren Strukturen, die in der Schweiz immer noch spürbar sind, zu tun. Beispielsweise hat die SBB in den 15 Jahren, in denen ich für sie arbeitete, eine progressivere Unternehmenskultur entwickelt. Dennoch blieb spürbar, wie schweizerisch das Umfeld geblieben ist. Bei ABB arbeite ich heute in einem globalen Kontext, in dem es völlig selbstverständlich ist, dass man als Frau eine Führungsposition hat – ohne dass man ständig gefragt wird, wie viel Prozent man arbeitet. Diese Selbstverständlichkeit ist sehr erleichternd. In dieser Beziehung hat die Schweiz definitiv noch Luft nach oben. Das merke ich immer wieder.

Vor allem in unserer Branche gilt: Wir müssen an der Basis ansetzen und mehr Frauen für die Industrie gewinnen. Viele technische Bereiche wirken immer noch wenig einladend auf Frauen. Das verändert sich langsam, aber es braucht konkrete Massnahmen und sichtbare Role Models – und genau daran arbeiten wir.

Die Schweizer rennen weg, wenn das Licht angeht, und die Schweizer Frauen rennen noch weiter weg – die Amerikaner:innen rennen hin.

Wie schafft ihr eine Unternehmenskultur, in der sich alle einbringen können?

Unsere Kultur lebt stark vom Vorleben und von Authentizität. Ich versuche ganz bewusst, das auch in kleinen Dingen zu zeigen – zum Beispiel antworte ich nicht einfach «gut», wenn mich jemand fragt, wie es mir geht. Ich sage ehrlich, wenn ich schlecht geschlafen habe oder etwas nicht rund läuft. Das scheint vielleicht marginal, aber es zeigt: Niemand ist perfekt. Und genau das schafft Vertrauen.

Wenn Menschen keine Angst haben, Fehler zu machen, probieren sie mehr aus. Das fördert Innovation – gerade in der Technologiebranche ist das zentral.

Diese Offenheit zahlt sich aus. Deshalb setzen wir auch stark auf Programme für psychische Gesundheit, Mental Health und Wellbeing. Ich bin überzeugt, dass wir damit sehr fortschrittlich unterwegs sind.

Nun gestaltest du diese unternehmerischen Strukturen mit – welche Erkenntnis hast du in diesem Zusammenhang für dein eigenes Leben gewonnen?

Es ist entscheidend, das Private bewusst mitzudenken, damit es nicht zu kurz kommt. Beruflich möchte ich ABB nachhaltig weiterentwickeln und den Werkplatz Schweiz stärken – aber letztlich zählt, mit welchen Menschen man durchs Leben geht, nicht nur, wie viele Geschäftstermine man erfolgreich abgehakt hat. ●

Aus welchen Gründen schenken wir?

Smilla, P1a

Isst meine Familie an Weihnachten mehr Fleisch oder Fisch als sonst?

Marco, P1a

Aus der eigenen Komfortzone in die Herzen anderer

Salomé, P1a

«Swipe or Focus?» Wie das Handy dein Lernen beeinflusst

Maleah, P1a

Geht es dir so wie mir?

Emilia, P1a

Kreuzband-OP: Wie Schmerzfreiheit und Fortschritt das Wohlbefinden beeinflussen

Joele, P1a



PPP?

von Romina Sommer,
Lehrerin für Psychologie und Pädagogik

In der Musik steht «PPP» für pianissimo. Ein Stück soll so leise und sanft wie möglich dargeboten werden. Soll nun aber ein neues Schwerpunktfach, das aus einem kryptischen Kürzel und gleich drei verschiedenen Fächern – Pädagogik, Philosophie und Psychologie – besteht, vorgestellt und Menschen dafür begeistert werden, dann wird es schwierig, dies so zu tun.

Anstatt die üblichen Definitionen und Inhalte herunterzuraseln, die auf der Homepage der Schule und im Lehrplan zu finden sind, macht es Sinn, den Fokus hier auf den Menschen zu legen. Genauer gesagt sind es 25 junge wissbegierige und aufgeweckte Damen und Herren, die unsere erste P1a, also unsere erste Klasse im Schwerpunktfach PPP, bilden. Sie sind eine kleine

Stichprobe der Schülerinnen und Schüler, die dieses Experiment im Kanton Zürich gewagt haben.

Im Dezember 2024 stellte ich ihnen eine Aufgabe: Über Weihnachten sollten sie ein Thema ihrer Wahl definieren, dazu Hypothesen aufstellen, diese mit geeigneten Methoden erforschen, die Ergebnisse festhalten, auswerten und beurteilen. Es sollte eine Mini-Arbeit von maximal zwei Seiten werden. Den Spielraum der drei PPP-Fächer nützte die Klasse aus und erforschte Themen, die die Schüler:innen im Alltag beschäftigen. Ohne es mit der Aufgabenstellung beabsichtigt zu haben, reicht ein erster Blick auf die Arbeiten der Erstklässler:innen aus, um den roten Faden durch die vier Schuljahre zu erkennen.

FOTOS: GOLDENSCHEUER/ISTOCKPHOTO, FRANZIS/ISTOCKPHOTO

Erstes Schuljahr

Passend zum ersten Jahr hat Marco den Verzehr von Fisch und Fleisch an Feier- und Arbeitstagen verglichen. Gekonnt vereinte er die Grundkonzepte der Ethik, Motivationspsychologie und die Aufgaben der Erziehung in seiner Abhandlung. Warum motiviert uns ein besonderer Tag dazu, Fleisch zu essen oder darauf zu verzichten? Dürfen wir Tiere töten, um sie zu verzehren? Welche Traditionen geben wir an unsere Kinder weiter? Was beeinflusst unsere Meinung dazu und warum beginnen wir Traditionen zu hinterfragen? Selbst für ein 1. Jahr PPP ist dies keine leichte Kost.

Zweites Schuljahr

Während Marco seine Beobachtungen festhielt, entschied sich Emilia dazu, ein Interview mit ihrer jüngeren Cousine zu führen. In ihrer Arbeit wollte sie herausfinden, wie sich die ersten Erfahrungen an einer Schule verändert haben, seit sie in der Primarschule war. Dabei wagte sie sich in die Bereiche der kognitiven Entwicklung, der Erkenntnistheorie bis zu den Möglichkeiten der Erziehung vor. Emilia erforschte mit sehr viel Feingefühl, wie Wissen entsteht, ob wir unseren Sinnen vertrauen können, wie sich unser Denken verändert und wie die Umwelt uns in unserer Entwicklung beeinflusst. Damit hat sie wertvolle Einblicke in den Unterrichtsstoff des zweiten Jahres gewonnen.

Drittes Schuljahr

Im methodisch sorgfältig durchgeführten Selbstexperiment «Swipe or Focus?» erforschte Maleah ihren Medienkonsum. Ihre Erkenntnisse daraus decken sich mit den Empfehlungen aus der Medienpädagogik und sie plädiert, wie Immanuel Kant, dafür: «Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!» Die neu gewonnene Freizeit ohne Handy nutzte sie kreativ, was sie mit zahlreichen Bildern dokumentierte. Durch dieses Projekt lebte Maleah bereits, was wir im 3. Jahr vermitteln möchten; nämlich, dass eines der Ziele der Erziehung sein sollte, eigene Talente zu fördern, Interessen zu verfolgen und selbstständig zu denken.

Viertes Schuljahr

Wir haben somit nach drei Jahren eigentlich bereits den Höhepunkt erreicht. Doch was können wir nun im 4. Jahr – also kurz vor der Matura – jungen mündigen Erwachsenen mitgeben? Was fehlt ihnen noch? Wir PPP-Lehrpersonen haben uns für das Thema Gesellschaftsreife entschieden.

In dieser aufgeweckten und lernwilligen Klasse überrascht es nicht, dass auch Aspekte dieses Themas beleuchtet wurden. So experimentierte Salomé mit Komplimenten in Französisch und Deutsch, um herauszufinden, wie Mitmenschen auf diese Art der Kommunikation reagieren. Joele nutzte ihre persönliche Situation, um den Fokus darauf zu legen, wie das eigene Wohlbefinden den Genesungsprozess sowie die Interaktion mit den Mitmenschen beeinflusst. Smillas Interesse wurde von der Reziprozitätsnorm geweckt, weswegen sie die Beweggründe des Schenkens zu Weihnachten genauer unter die Lupe nahm. Kurzum, die drei Damen befassten sich mit den Königsdisziplinen der Interaktion: der Beziehung, des Zusammenlebens im öffentlichen Bereich und des Selbstverständnisses des Menschen in unserer komplexen Welt.

Es ist ein kleiner Einblick in das, was die Klasse geleistet hat, und ein Ausblick auf das, was wir noch gemeinsam erarbeiten werden. Doch eines steht fest, das PPP hier ist nicht leise. Es ist

- Packend
- Persönlich
- Phänomenal
- Phantastisch
- Pragmatisch
- Prickelnd
- Provokativ ...
- und vieles mehr. •

Der Frauenfussball entwickelt sich, hat aber Nachholbedarf

Forum zur Gleichstellung im Fussball – Herausforderungen und Lösungen

von Daniel Aufschläger

Ein Forum zur Gleichstellung im Fussball hat am 21. Mai in der Aula genauso wie der Fussball selbst viele Emotionen zutage gebracht. Daran teilgenommen haben Kim Dubs, aktive FCZ-Spielerin, Pascale Egloff, Leiterin der FCZ-Frauenabteilung, Daniela Milanese, Moderatorin und Journalistin MySports, sowie Simon Notter, Sportkoordinator und Verbandsverantwortlicher Schulfussball. Moderiert wurde der Anlass vom Sportlehrer Hansjürg Wicki.

Anstoss für dieses Forum, das von der Fachschaft Sport organisiert worden war, war die Frauen-Europameisterschaft, die im Juli in der Schweiz an verschiedenen Standorten stattfand. Gut einen Monat vor der Austragung war die UEFA Women's EURO 2025 bereits auf Rekordkurs: Schon waren 550'000 Tickets in über 100 Ländern verkauft worden, mehr als bei der letzten Ausgabe in England zu Turnierstart; damals waren erst 500'000 Stück verkauft worden.

Also alles in Butter? Nicht ganz, denn noch kämpft der Frauenfussball mit Vorurteilen und knappen Ressourcen. In einer Umfrage in der Kantonsschule Hottingen gaben immerhin 23 von 110 Schülerinnen und Schülern an, noch nie von der Frauen-EM gehört zu haben, und 21 würden sich «ganz sicher kein Spiel» der Frauen-EM anschauen. «Wenn dieses Statement ein generelles Desinteresse am Fussball zeigt, ist das okay, sonst finde ich es nicht gut. Sexismus im Fussball ist ein hartnäckiges Problem», sagt Kim Dubs. Daniela Milanese zeigt sich irritiert und wünscht sich, dass man den positiven Emotionen eine Chance gibt. Pascale Egloff gibt sich abgeklärt und findet die Bekanntheit so lange vor der Frauen-EM gut; man solle die 57 Schülerinnen und Schüler, die die Frauen-EM eher nicht anschauen, motivieren, mitzumachen.

Erhellendes Video

Doch begonnen hat das Forum mit der Einblendung von packenden Video-Szenen der französischen Nationalmannschaft in einem rasanten Spiel mit spektakulären Toren und schnell geschnittenen Szenen. Es waren scheinbar «Les Bleus» – doch das war eine hervorragend konstruierte Film-Montage: In der Tat waren es Spielszenen der «Bleues», der Frauennationalmannschaft. Damit war das Vorurteil widerlegt, dass Frauenfussball weniger attraktiv und unterklassig sei.

Pascale Egloff findet die Fokussierung auf den Vergleich Männer- und Frauenfussball ohnehin falsch: «Man tut sich ja auch ein Spiel im Letzigrund an und hat daneben die Champions League mit PSG und Arsenal.» Und sagt damit, dass man sich ja auch sonst nicht über Klassenunterschiede im Fussball aufhalte. Simon Notter findet, der Film zeige, wie wir von Stereotypen geprägt seien, und Kim Dubs hält fest, dass der Film auch die Letzten zum Umdenken bringe und zeige, dass man grosse Spiele und vor allem damit verbundene grosse Gefühle selbstverständlich auch im Frauenfussball haben könne.

Woher kommt es, dass Männer- und Frauenfussball immer wieder miteinander verglichen werden? Zum einen ist jede Zuschauerin, jeder Zuschauer eine Fussball-

expertin bzw. ein Fussballexperte, die/der es besser weiss als der Schiedsrichter im Spiel. Zum anderen ist die Geschichte des Frauenfussballs mit etwa 55 Jahren noch sehr jung, wie Daniela Milanese festhält. Dass es eine grosse Rolle spiele, ob ein Sport zur gleichen Zeit für beide Geschlechter entwickelt wird, bestätigt die junge Spielerin Kim Dubs, die eine Zeitlang am Penn State College spielte, wo niemand auf den Gedanken gekommen sei, Frauen- mit Männerfussball zu vergleichen. Als Ziel gelte der Zustand wie in einer Sportart wie Tennis, wo die Spiele zwar geschlechtergetrennt sind, aber niemand auf die Idee käme, Frauen und Männer zu vergleichen. Mit der Zeit werde man auch bei uns erkennen, dass das kein Thema sei, sagt Frau Egloff den Fussballern der KSH, von denen keiner von einer Frau trainiert wird und es zu drei Vierteln auch nicht wünschten.

Geld als Motor

In der Halbzeit schaltet der Moderator vier Gruppendiskussionen ein mit unter anderem einer Fussballercke und einer Ecke «nicht-sportlicher Mädchen», aus der eine heisse Frage kommt, nämlich diejenige nach dem ungleichen Lohn für Männer und Frauen. Kim Dubs sagt nüchtern und ganz offen, dass ihre Kollegen von der ersten



FOTOS: WESLEY TINGEY/UNSPASH, ERDOSAIN/ISTOCKPHOTO, AKSHAY CHAUHAN/UNSPASH

Mannschaft zehn- bis fünfzehnmal mehr verdienen als sie selbst. Ihre Chefin Pascal Egloff stimmt ihr zu: «Die Dimensionen sind ganz anders, und das bezieht sich direkt auf die wirtschaftlichen Gegebenheiten: Die Transfer-Summen bei den Männern sind massiv höher, und die Euro-Gruppenspiele spülen viel Geld in die Kassen der Vereine. Wenn die Männer im Letzigrund vor 15'000 Zuschauenden spielen, dann haben die Frauen dagegen nur etwa 300 Gäste.» Auch Daniela Milanese unterstreicht, dass der Frauenfussball zu wenig einbringe und es deshalb blauäugig wäre, den gleichen Lohn für beide Geschlechter zu verlangen.

Frau Egloff ist es wichtig zu betonen, dass man auf dem richtigen Weg sei und dass man in Infrastruktur und Spielerinnen investiere. Aber es brauche Zeit. Die Frage steht im Raum, wie man diesen Prozess beschleunigen könnte. Die Medienvertreterin Milanese antwortet darauf: «Das beginnt schon ganz früh bei der Rechtevergabe für die Spielübertragung mit der Bedingung, dass da auch Verpflichtungen für die Übertragung der Frauenspiele enthalten sind, geht weiter in die Chef- und Sportredaktionen, die dem Frauenfussball mehr Gewicht geben, und auf dem Feld müssen attraktive Übertragungen stattfinden, zum Beispiel mit fünfzehn Kameras und einer

Drohne statt nur mit drei Kameras. Kurz gesagt: Die Medien sollen so berichten, wie sie es über Männerspiele tun.» Pascale Egloff legt den Medien nahe, nicht nach der Menge der Klicks zu entscheiden, sondern aufgrund des Potentials, denn Frauenfussball sei der am schnellsten wachsende Sport weltweit. Auch auf Social Media ist gemäss einer Umfrage bei den Schülerinnen und Schülern die Begegnung mit dem Fussball sehr ungleich: 65 KSH-Leute geben an, täglich Männerfussball im Netz zu begegnen, dagegen nur eine Person dem Frauenfussball. Kim Dubs kommentiert lakonisch: «Das ist halt der Algorithmus, der allen das bringt, wofür man sich interessiert und was man aufruft.»

Man hat tatsächlich den Eindruck, dass die Gleichstellung eine Frage der Zeit ist und die Entwicklung schnell voranschreitet. Dazu hat Kim Dubs ein Beispiel: «Die Mädchen, die in Massen in die Fussballclubs strömen, haben keine männlichen Identifikationsfiguren, sondern eben Fussballerinnen als Vorbild. Fussball wird zu einem Frauensport.» Der Funktionär Simon Notter unterstreicht, dass es vor sieben Jahren erst 145 registrierte Mädchenteams gegeben habe, heute seien es schon 245 Teams: «Es ist lediglich eine Frage der Zeit, bis Frauenfussball ein attraktives Thema wird.»

Verantwortung der Vereine

Der Lohn ist nur ein Teil der Gleichstellung. Zentral ist der Zugang zu Infrastruktur wie Trainerinnen, Plätzen und Material. Da sieht Pascal Egloff die Verantwortung der Vereine. Und der Schub, den man sich von der Frauen-EM verspricht, muss tatsächlich aufgefangen werden. Keine einfache Sache, gibt es doch in einigen Vereinen heute schon Wartezeiten von bis zu einem Jahr für die Aufnahme – für Mädchen und Jungs. Daniela Milanese will helfen, Stereotype abzubauen, indem sie etwa Männerspiele kommentiert. Und dann soll natürlich auch die Frauen-EM helfen: Pascal Egloff will, dass die Frauenspiele in denkwürdiger Erinnerung bleiben werden als Spiele auf höchstem Niveau, mit Heldinnengeschichten und als Schritt in die richtige Richtung. Kim Dubs erwartet eine «mega coole» Zeit und ganz viele kleine Mädchen, die sich für Fussball begeistern und dann auch die Möglichkeit erhalten, Fussball zu spielen. Und Simon Notter wünscht sich, dass die Schülerinnen der KSH ebenso Teil dieses grosse Emotionen auslösenden Volksfestes sind. ●

Der neue Prorektor

– oder wie man zu einem Morgenmenschen wird

Seit fast drei Jahrzehnten prägt Rufus Butz als Lehrer das Leben an der Kantonsschule Hottingen. Seit letztem Jahr wirkt er zusätzlich als Prorektor in der Schulleitung mit. Wer ihm begegnet, spürt sofort: Rufus Butz lebt seinen Beruf mit Leidenschaft; auch schon früh morgens.

von Jan Fedeli

Gut gelaunt empfängt Rufus Butz den Journalisten zum Gespräch in seinem hellen Büro in der Kantonsschule. Seit vergangenem Jahr arbeitet Rufus Butz nicht nur als Lehrperson, sondern auch als Prorektor an der Kantonsschule Hottingen. Zuerst hatte er das Amt interimistisch übernommen, in diesem Jahr ist er nun offiziell für eine Amtszeit von vier Jahren gewählt.

Spricht Rufus Butz über seine Arbeit, dann wird eines schnell deutlich: Hier spricht jemand, der seinen Beruf nicht nur ausübt, sondern ihn mit Leidenschaft lebt. «Ich unterrichte die Schülerinnen und Schüler sehr gerne», sagt Rufus Butz.

Im kommenden Jahr feiert der 53-Jährige sein 30-jähriges Dienstjubiläum – eine be-

eindruckende Wegmarke, die er mit typisch bescheidener Zurückhaltung betrachtet. «Mein Werdegang ist eigentlich ziemlich unspektakulär», sagt Rufus Butz und lacht dabei herzlich. Nach einem Studium in Philosophie und Germanistik sowie dem Lehrdiplom in beiden Fächern begann er mit Lehraufträgen an einer Privatschule und in der Erwachsenenbildung.

1996 kam er an die Kantonsschule Hottingen – und ist bis heute geblieben. Eine Konstanz, die in Zeiten häufiger Berufswechsel auffällt. «Wenn ich sehe, wie oft junge Menschen heute den Job oder Studiengang wechseln, wirkt mein Weg vielleicht ungewöhnlich geradlinig. Aber für mich war immer klar: Ich unterrichte gerne.»



Vom engagierten Fachlehrer zum Mitglied der Schulleitung

Über viele Jahre hinweg war Rufus Butz vor allem als Lehrer für Deutsch und Philosophie tätig. «Lange Zeit habe ich rund 80 Prozent Deutsch und 20 Prozent Philosophie unterrichtet», sagt Rufus Butz. Mit der Einführung des interdisziplinären Schwerpunktfaches PPP (Pädagogik, Psychologie, Philosophie) konnte er seinen philosophischen Schwerpunkt schliesslich noch weiter ausbauen.

«Philosophie begleitet mich seit meiner eigenen Schulzeit», sagt er. «Fragen stellen, kritisch denken, Zusammenhänge erkennen – das fasziniert mich bis heute.» Deshalb setzt er sich auch leidenschaftlich für das Fach PPP ein.

Ein Arbeitsalltag voller Abwechslung

Der Wechsel in die Schulleitung brachte für ihn einen Rollenwandel mit sich. «Natürlich bin ich weiterhin Lehrer, aber mein Schwerpunkt liegt jetzt klar im Prorektorat.» Ab dem Schuljahr 2025/26 wird Rufus Butz nur noch Philosophie unterrichten – in zwei Klassen. «Mir ist es wichtig, weiterhin den direkten Kontakt zu den Schülerinnen und Schülern zu behalten. Die Schule lebt vom Miteinander.»

Sein Verantwortungsbereich ist vielfältig: Bei der Betreuung von rund zehn Klassen gehören Gespräche mit Schülerinnen und Schülern sowie Lehrpersonen, Elterngespräche, die Koordination von Prüfungen und Sonderregelungen, Notenkonvente als auch die Bearbeitung von Absenzenfällen zu seinem Aufgabenfeld. Obendrein betreut er zusammen mit einem Lehrpersonenteam die Schülerinnen- und Schülerorganisation, plant und organisiert die obligatorischen Arbeitswochen sowie Exkursionen. Auch die Betreuung mehrerer Fachschaften – Deutsch, Englisch, Physik und PPP – fällt in seinen Aufgabenbereich als Prorektor. Des Weiteren ist Rufus Butz auch für die Koordination der IT-Infrastruktur verantwortlich.

Zu Beginn seiner Karriere verfasste Rufus Butz die Arbeitsblätter für die Schüler:innen noch auf der Schreibmaschine.

Eine Schule im Wandel – und mitten-drin: Rufus Butz

In fast 30 Jahren an der KSH hat Rufus Butz grundlegende Veränderungen miterlebt. Die Zahlen der Schülerinnen und Schüler haben sich von rund 450 auf über 900 verdoppelt. Neue Ausbildungswege wie die Informatikmittelschule (IMS) oder das neue Schwerpunktfach PPP wurden an der Kantonsschule Hottingen etabliert.

«Diese Entwicklung zeigt, wie dynamisch Schule sein kann», sagt er. «Heute haben wir eine grosse Vielfalt an Bildungswegen, und diese Vielfalt macht den Alltag spannend.» Die Herausforderung liege darin, die unterschiedlichen Bedürfnisse der Schülerinnen und Schüler zu erkennen und angemessen darauf zu reagieren.

Auch technologisch hat sich vieles gewandelt: Zu Beginn seiner Karriere verfasste Rufus Butz die Arbeitsblätter für seine Klassen noch auf der Schreibmaschine. Diese mussten ihre geschriebenen Arbeiten persönlich bei ihm abgeben; war jemand krank, dann konnte er oder sie die Arbeit nicht abgeben, oder nur per Post. Heute genügt eine Mail und schon landet die verfasste Arbeit im elektronischen Postfach der jeweiligen Lehrperson. «Die Digitalisierung hat Vorteile und Tücken zugleich», meint Rufus Butz. Sie erleichtere vieles, aber sie verlange auch ein hohes Mass an Medienkompetenz – von Lehrpersonen und Lernenden. Der Prorektor ist aber überzeugt: «Ich glaube, es wird immer wichtig sein, dass Menschen von Menschen unterrichtet werden.»

Herausforderungen der kommenden Jahre

Ein zentrales Thema der nächsten Jahre ist die sogenannte «Weiterentwicklung der gymnasialen Maturität» (WEGM), die schweizweit zu umfassenden Reformen führen wird. Neue Lehrpläne und veränderte Stundentafeln sind die Folge. Der Kanton Zürich verfolgt diesbezüglich mit seinem Projekt WegZH eine Reform, um die eidgenössischen Vorgaben von WEGM umzusetzen.

«Bis 2029 müssen wir hier vieles anpassen: Fächerstrukturen überdenken, interdisziplinäre Gefässe schaffen, neue Kompetenzziele formulieren», erklärt Rufus Butz. Als Prorektor wird er eine Schlüsselrolle in diesem Transformationsprozess spielen. «Es ist eine grosse Aufgabe und es gibt viel Arbeit, es ist aber auch eine Chance, unsere Schule weiterzuentwickeln. Veränderung mitzugestalten – das motiviert mich.»

Sein Ziel dabei: Die Kantonsschule Hottingen soll ihre Identität als wirtschaftsorientierte Schule behalten, aber gleichzeitig auch Raum für gesellschaftliche, ethische und ökologische Fragestellungen bieten. «Wir müssen den jungen Menschen die Kompetenzen vermitteln, die sie für die Welt von morgen brauchen.»

«Ich glaube, es wird immer wichtig sein, dass Menschen von Menschen unterrichtet werden.»

Führungsverständnis und persönliche Werte

Rufus Butz versteht sich als offene, ansprechbare Führungsperson. «Mir ist wichtig, dass Lehrpersonen und Schülerinnen und Schüler wissen: Ich habe ein offenes Ohr. Man kann mit Anliegen oder Problemen jederzeit zu mir kommen.» Seine Bürotür stehe für alle immer offen. Gleichzeitig müsse man als Schulleitung auch klare Regeln setzen. «Führung bedeutet auch, Entscheidungen zu treffen und Verantwortung zu übernehmen.»

Seine Arbeitstage beginnen früh. «Ich bin zu einem Morgenmenschen geworden. Ich starte früh in den Tag.» Die Tage sind oft geprägt von Sitzungen, Gesprächen und administrativen Aufgaben. «Ich versuche, möglichst schnell zu entscheiden und Pendenzen nicht zu lange liegen zu lassen, aber auch Prioritäten zu setzen.»

Seine langjährige Unterrichtserfahrung sieht er als grossen Vorteil für die Führungsarbeit. «Ich kenne den Schulalltag, die Belastungen und die Herausforderungen, mit denen Lehrpersonen konfrontiert sind.»

Schule als Ort der Begegnung

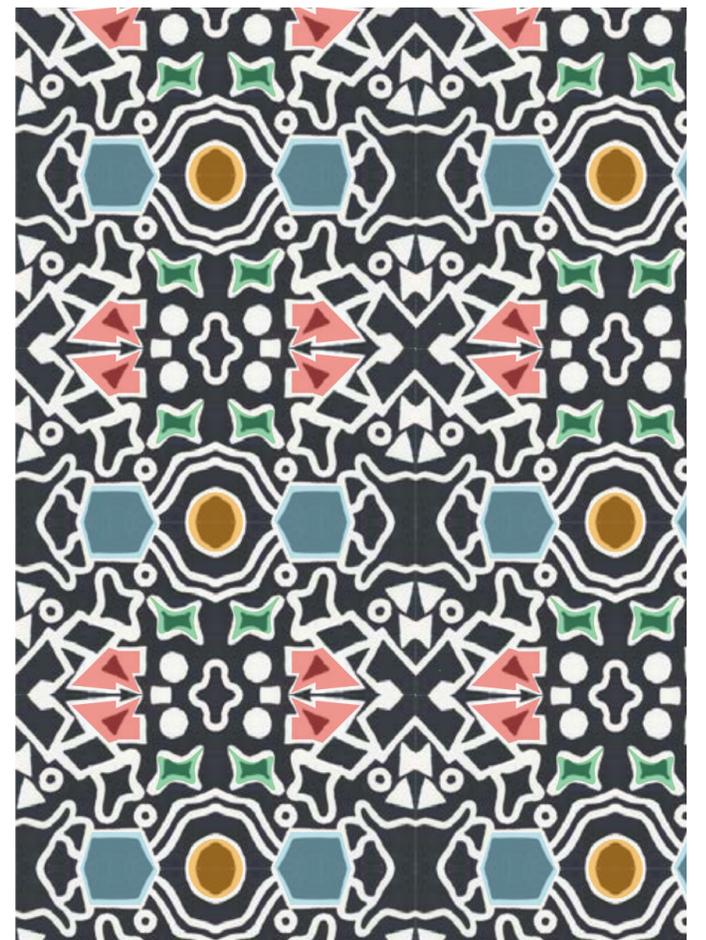
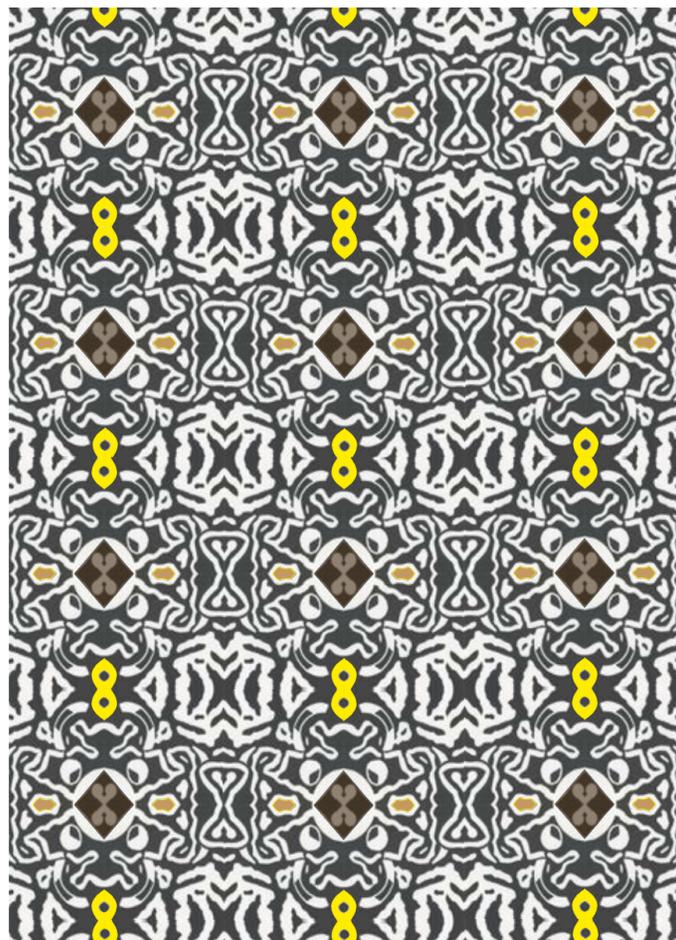
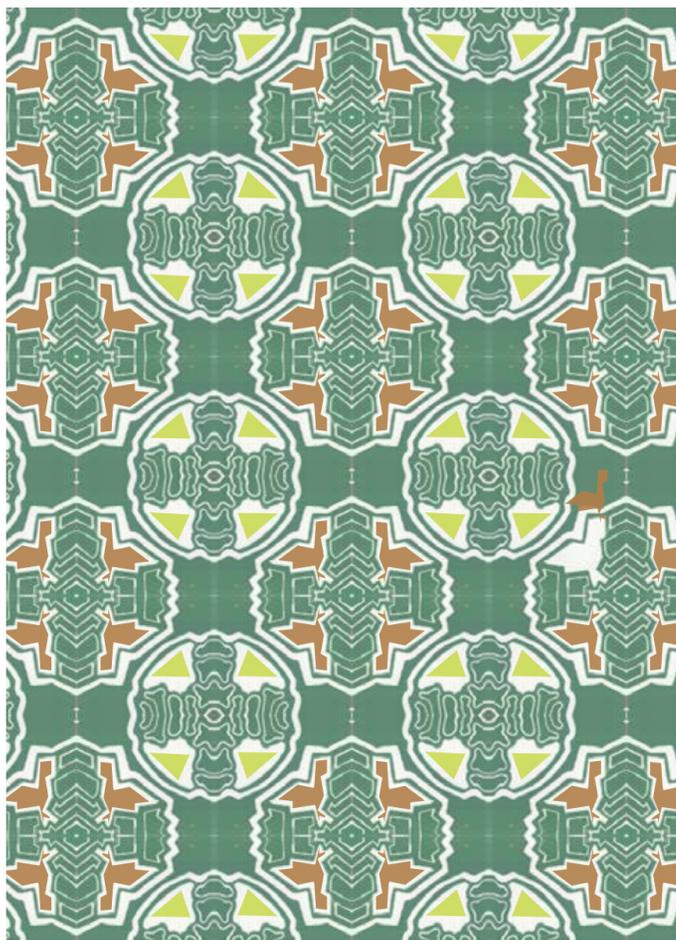
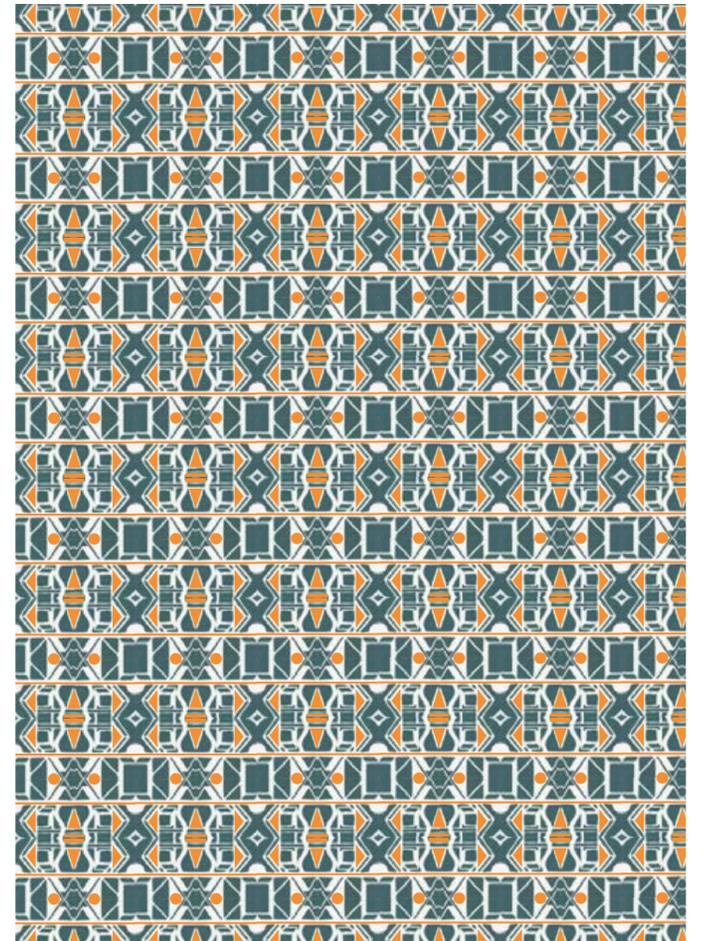
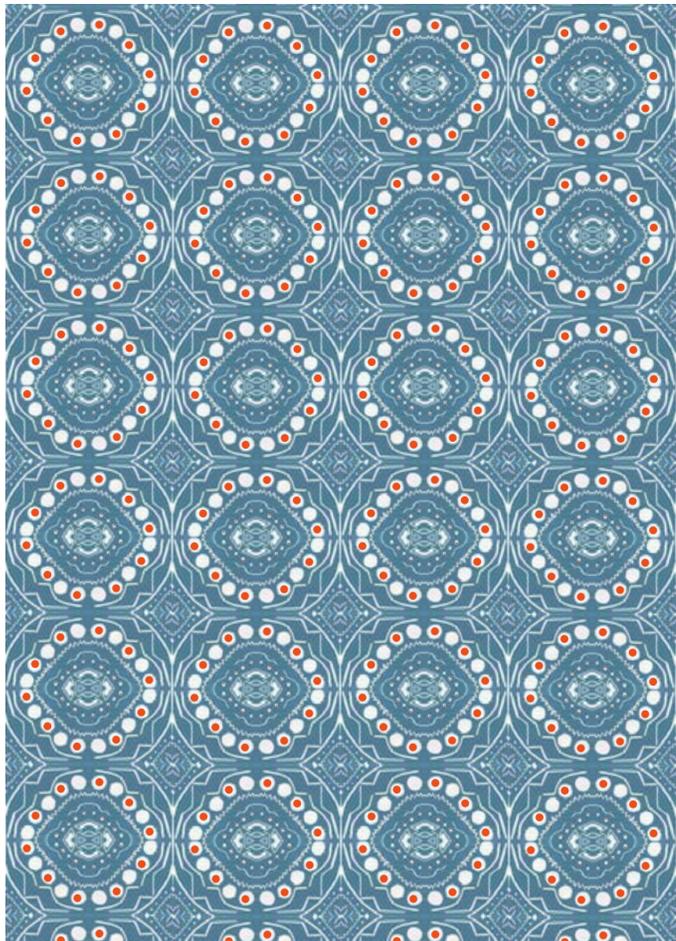
Für Rufus Butz ist Schule nicht einfach nur ein Arbeitsplatz: Sie ist ein sozialer Raum, ein Ort der Begegnung, des Austauschs und der Persönlichkeitsentwicklung. «Schule ist ein lebendiger Organismus. Und genau das macht sie so spannend.»

Auch ausserhalb des Unterrichts ist er sichtbar: bei Schulanlässen, Exkursionen, Projektwochen oder bei schulischen Feiern. «Es ist wichtig, dass die Schulleitung auch hier präsent ist. Schule ist mehr als Unterricht.»

Ein Blick in die Zukunft

Weitere Karrieresprünge strebt der Prorektor nicht mehr an. «Ich möchte an der KSH bleiben – bis zur Pensionierung.» In den nächsten Jahren plant er einen CAS-Kurs in Schulführung, um fachlich auf dem aktuellen Stand zu bleiben.

Rufus Butz' persönliche Vision für die Kantonsschule Hottingen: «Ich wünsche mir, dass wir auch in Zukunft eine Schule sind, die hohe fachliche Standards setzt, aber diese gleichzeitig ein Ort bleibt, an dem sich Menschen wohlfühlen. Schülerinnen und Schüler sollen hier nicht nur Wissen erwerben, sondern auch wachsen; als Persönlichkeiten, die lernen, Verantwortung zu übernehmen – für sich und die Gesellschaft.» ●



Geschenk- papier

Muster/Rapport gestalten

Muster begegnen uns im Alltag überall. In der Gestaltung verwendet man für «Muster» auch das Wort «Rapport»; d. h. eine ständige Wiederholung eines Bildes / Motives, durch die ein Muster entsteht. Das Geschenkpapier ist ein gutes Beispiel für einen Rapport.

Die Schülerinnen und Schüler einer W1-Klasse des Gymnasiums entwickelten ein Einzelfragment eines Musters nach der Gestaltungs- und Formenlehre von Johannes Itten (1888–1967, Schweizer Maler, Kunsttheoretiker, Kunstpädagoge und lehrender Meister am Bauhaus in Weimar). Kontraste wie glatt–rau, weich–hart oder rund–eckig dienten dabei als Orientierung zur Gestaltung dieses Fragmentes. Damit fertigten die SuS einen Stempel aus Gummi an. Der analoge Druck wurde eingescannt, mit digitalen Elementen ergänzt und in Adobe Indesign als Rapport angeordnet.

Technik: Gummidruck auf Papier, Adobe Indesign

Gespräche mit Fabienne

aus dem Deutschunterricht bei Sandra Nussbaumer

Was lernen die Schüler:innen eigentlich in den unzähligen Stunden Sprach- und Grammatikunterricht in den Fächern Deutsch, Französisch, Englisch, und in manchen Fällen noch Latein? Zum Beispiel über Sprache und deren Eigenheiten, aber auch deren Schönheiten nachzudenken. In der Vorbereitung für den Maturitätsaufsatz ist Bertille Baichette (ehem. G4e) zu einem Thema aus der Maturitätsprüfung von 2023 folgende beeindruckende Sprachbetrachtung gelungen.

Deutsch wird überschätzt

«Es heisst, das Deutsche sei umständlich und klinge barsch. Wir sagen zu Ausländern mitleidig: deutsche Sprache, schwere Sprache. Aber stimmt das? Nein. Mit seinem stimmig gebauten Wortschatz, dem elastischen Satzbau und den beziehungsfreundlichen Partikeln ist Deutsch eine gut lernbare, leistungsfähige und schöne Sprache. Man ist sich dessen nur nicht bewusst. [...]

Es gibt von Goethe das schöne Wort «Sommerabendrot». Er baut die drei Worte klug zusammen. Sofort entsteht durch die Kombination ein Eindruck, den wir empfinden. Dasselbe geschieht bei dem Wort «Waldeinsamkeit» von Ludwig Tieck. Das Deutsche macht es uns und anderen leicht.»

Roland Kaehlbrandt, Sprachwissenschaftler, NZZ vom 31.1.23, S. 32

Betreiben Sie Ihre eigene Sprachbetrachtung zur deutschen Sprache und legen Sie dar, inwiefern und ob überhaupt Sie der These von Roland Kaehlbrandt beipflichten. Sie dürfen selbstverständlich auch Vergleiche zu Sprachen anstellen, die Ihnen geläufig sind.

(Maturitätsprüfung von 2023)

von Bertille Baichette

Fabienne ist eine Freundin meiner Mutter. Ich kenne sie schon seit langem, doch wirklich mit ihr gesprochen habe ich zum ersten Mal letzten Sommer. Denn Fabienne lebt in Frankreich, und so gut kennen wir uns jetzt auch wieder nicht. Fabienne hat Deutsch studiert und auf meine Frage, warum sie das so gewählt habe, antwortete sie mir: «C'est peut-être mon côté romantique allemand.» Das fand ich letzten Sommer sehr witzig, denn was bitterschön sollte romantisch an der deutschen Sprache sein, vor allem verglichen mit Französisch, der Sprache der Dichter wie Guillaume Apollinaire oder Victor Hugo. Deshalb habe ich danach mit meiner Mutter darüber gesprochen, deren Haltung zur deutschen Sprache ich eigentlich schon kannte. Sie hat nämlich auch Deutsch studiert. Ohne grosse Überraschung antwortete sie mir, dass sie Fabienne sehr gut verstehen könne, und dass sie ihre Meinung teile. Ich dagegen verstand das nicht. Deutsch klingt aggressiv und ist schwer zu lernen. Jedenfalls hat man mir das immer wieder eingeprägt. Doch warum empfinde ich das so? Ich spreche jeden Tag Deutsch, wahrscheinlich mehr, als ich Französisch rede, bemerke jedoch keinen grossen Unterschied in dem Hin und Her zwischen der deutschen und französischen Sprache. Für mich tönen beide gleich. Jedoch würde ich auf die Frage, welche der beiden Sprachen ich besser finde, antworten, ohne auch nur eine Sekunde nachdenken zu müssen, Französisch sei die viel schönere. Doch vielleicht liegt genau da das Problem, dass ich nicht nachdenke über die Antwort. Dass ich Fabiennes Aussagen belächle, weil sie mir merkwürdig erscheinen, weil ich immer das Gegenteil gehört habe, sei es in Frankreich oder sonst wo. Denn Deutsch ist sehr wohl poetisch, wie es Roland Kaehlbrandt an dem Beispiel «Sommerabendrot» beschrieb. Dieser Sprachwissenschaftler schrieb in einem Artikel der NZZ, Deutsch werde «unterschätzt», man sei sich der Schönheit und Leichtigkeit der Sprache nur nicht bewusst. Ich würde dazu gerne Position beziehen, als Französin, die Deutsch lernen musste.

Stellt sich zuerst die Frage, warum Deutsch so barbarisch und bellend wahrgenommen wird. Meiner Meinung nach sind die zwei Weltkriege nicht unschuldig an dieser Tatsache. Die Weltkriege haben ein Trauma bei den Menschen hinterlassen und in Frankreich redet man immer noch über die Besetzung des Landes durch die Deutschen. Die Grossmutter meiner Mutter, also meine Urgrossmutter, hatte damals ängstlich gefragt, ob das Land sicher sei für eine Französin, nachdem sie ihr erklärt hatte, sie würde nach Deutschland ziehen. Sie konnte nicht verstehen, warum man Deutsch sprechen, ja sogar studieren wollte. Sie verband mit Deutsch nur Krieg und Aggressivität und hatte Angst, dass meiner Mutter in diesem «unzivilisierten Land» (Deutschland in den 80er Jahren) etwas passieren könnte. Das sind die Bedenken einer traumatisierten Generation, weshalb es heute nicht überrascht, dass das Deutsche barbarisch rüberkommt. Denn Traumata werden weitergegeben, und ausser man wehrt sich aktiv dagegen, wie Fabienne oder meine Mutter, bleiben Clichés von alten Zeiten bestehen. Das Deutsche ist nur dann bellend, wenn es gebellt wird: Im Krieg. Doch das lässt sich über andere Sprachen genauso sagen. So gesehen würde in bestimmten Kontexten auch das Italienische barsch klingen, was aber nun wirklich niemand behaupten würde.

Als mir mein Leben lang gesagt wurde, dass Deutsch eine hässliche Sprache sei, habe ich nicht einmal versucht, es nachzuprüfen. Stattdessen bin ich hierher gezogen und habe nur versucht, mein Cliché zu bestätigen. Bis vor kurzer Zeit habe ich mir keine Gedanken darüber gemacht, ob Deutsch jetzt wirklich so aggressiv ist, wie behauptet wird. Und jetzt, wo ich mir Gedanken darüber gemacht habe, muss ich ehrlich sagen, das stimmt nicht. Schlimmer als Englisch ist es nicht, und besser als Italienisch kann es nicht tönen: Deutsch ist eine Sprache wie jede andere, wie Französisch und Englisch. Ich finde es sogar ironisch, wie wir, die Franzosen, behaupten, es sei eine hässliche Sprache, obwohl wir deutsche Wörter benutzen. So ist ein «wasistdas» – bitte mit französischem Akzent – in Frankreich eine Art Fenster, und ein «Chenapan» ursprünglich ein Schnapphahn.

Dennoch würde ich nicht behaupten, wie Kaehlbrandt das macht, dass Deutsch eine einfache Sprache ist. Nach mehr als elf Jahren Deutsch unterlaufen mir immer noch grammatikalische und Rechtschreibfehler. Zur Kommasetzung hätte ich auch einiges anzumerken. Viele würden mir an dieser Stelle sagen, dass ich mich nicht über die deutsche Grammatik beschweren dürfe, denn Französisch sei schlimmer. Wobei ich diesen Menschen dann auch Recht geben müsste. Französisch ist schlimm zu lernen, ich mache auch da noch Fehler. Es gibt dennoch einen Unterschied zwischen den zwei Sprachen und deren Schwierigkeitsgrad: Deutsch ist nicht auf dieselbe Art schwierig wie Französisch (und dessen Ausnahmen).

Das ist meine These: Deutsch ist einfach zu lernen, weil man sehr schnell die einfachen Grammatikregeln lernen kann und man dann auch schon ungefähr verstanden wird. Im Französischen ist das nicht so. Man muss am Anfang mehr Regeln lernen, damit die Sätze einigermaßen Sinn ergeben. Doch wenn man schon mal diese Regeln gelernt, ein gewisses Sprachgefühl entwickelt hat, dann ist alles einfacher. Beim Deutschen fängt es dann erst richtig an. Man muss sich Sorgen über Kleinigkeiten wie den richtigen Kasus und die richtigen Stammformen machen. Die Kommas dürfen nicht einfach dort gesetzt werden, wo man eine Pause braucht. Einige Schriftsteller, vor allem ältere, lassen im Perfekt das Hilfsverb aus oder schreiben Wörter auf andere Weisen, als man es kennt. Das kann im Französischen nicht passieren: Es gibt einen ganz klaren Rahmen, wie Wörter geschrieben werden oder wie eine Zeitform konjugiert wird. Kaehlbrandt behauptet, der «elastische Satzbau» würde dazu beitragen, dass diese Sprache einfach sei. Ich glaube nicht. Auf Französisch hat es eine mehr oder weniger vorgegebene Reihenfolge, der Satzbau ist immer gleich. Auf Deutsch weiss ich zwar, dass das Verb an zweiter Stelle steht, und gleichzeitig, dass das nicht sein muss, wie in den Nebensätzen zum Beispiel. Man muss, um einen deutschen Satz richtig verstehen zu können, den Kasus der Satzteile verstehen und wissen, was Nominativ und Akkusativ und Dativ genau mit einem Substantiv machen – oder es einfach können, weil man muttersprachig ist.

Alein in diesem Absatz waren wahrscheinlich Kasusfehler und merkwürdige Ausdrücke vorhanden, die ich nicht bemerkte, weil ich diese Sprache immer noch lernen muss. Und doch war die Grammatik in den letzten drei Jahren Deutschunterricht kaum mehr Thema, denn nach einer kurzen Auffrischung zu Beginn der ersten Klasse haben wir vor allem über Literatur gesprochen. Das ist wiederum etwas, das im Französischen nicht sein kann. Man lernt sein Leben lang neue Grammatikregeln kennen, die zwar nicht sehr wichtig sind und Ausnahmen betreffen, aber dazu beitragen, dass man wahrscheinlich nie Perfekt Französisch schreiben wird. Das heisst, im Vergleich ist Deutsch am Anfang vielleicht einfach, wird dann aber schwieriger, bis man es einfach kann und dann ist Schluss. Französisch aber ist zuerst schwierig, dann aber sonst immer gleich. Wenn man wirklich perfektes Französisch schreiben will, dann ist man sein Leben lang dran. Im Vergleich ist Deutsch aber nicht unbedingt einfacher zu lernen. Dass das so sein soll, kann und werde ich nicht einsehen. Dafür bringe ich im Alltag zu viel Zeit damit, mich zu fragen, ob mein Satz deutsch genug ist.



Dies bringt mich aber nicht von meinem Plädoyer für die deutsche Sprache ab. Denn obwohl das Cliché der aggressiven Sprache bleibt, und obwohl die Grammatik schwierig ist, ist Deutsch eine schöne Sprache. Eine poetische Sprache. Denn Deutsch kann etwas, was Französisch nicht kann. Deutsch kann Wörter erfinden, die es davor nicht gab. Das Beispiel von der Einleitung – eigentlich ja das Beispiel von Goethe – «Sommerabendrot». Wie gern würde ich das auf Französisch sagen können. Und da muss ich Fabienne doch Recht geben; Deutsch ist romantisch. Denn «Sommerabendrot» ist an sich schon so poetisch wie ein ganzes Gedicht. Man kennt zum einen die drei Wörter und weiss, wie man sie verbinden muss. Es ist auf einmal ein Eindruck, eine Stimmung da, wie als hätte man gerade ein ganzes Gedicht gelesen. Vielleicht ist das ein bisschen hyperbolisch, doch Fakt ist, dass es das in anderen Sprachen in dieser Form nicht gibt. Auf Französisch kann man Wörter nicht einfach aneinanderreihen, um ein neues Wort zu schaffen. Normalerweise gibt es dann schon ein Wort dafür. Nehmen wir als Beispiel «Baumhaus»: Es wäre doch schön, könnte ich auf Französisch einfach «arbre-maison» sagen, aber nein, es gibt schon ein Wort dafür, la cabane. Und genau diese Möglichkeit der Komposition macht die deutsche Sprache romantisch. Aus einem Wort wird eine ganze Atmosphäre geschaffen. Unter «arbre-maison» kann ich mir so vieles mehr vorstellen als unter «cabane». Es wird alles viel bildlicher, kreativer und sogar vollgeladener mit Gefühlen – deshalb auch romantisch. Sommerabendrot bedeutet viel mehr als nur die Farbe, die dahintersteckt. Deshalb gefallen mir die Texte der Romantik, des Sturm und Drangs so, sie reden über die Gefühle, die in der deutschen Sprache sowieso immer präsent sind, immer durch zusammengesetzte Wörter impliziert werden. Auch das zweite von Kaehlbrandt genannte Beispiel ist so, die Waldeinsamkeit von Ludwig Tieck. Doch nur schon die kleinen, alltäglichen Wörter wie Laubblätter oder Rasenmäher finde ich kreativ und viel bildhafter als die französischen Äquivalente dazu.

Ich weiss nun, dass ich Fabienne nicht hätte belächeln dürfen. Denn sie hatte Recht – und gleichzeitig auch nicht. Zum einen muss ich mich der Meinung meiner Mutter und Fabienne anschliessen, denn Deutsch ist keine aggressive Sprache, sondern, rein vom Klang, genauso neutral wie andere auch. Clichés aus früheren Zeiten sorgen dafür, dass wir heute immer noch das Gefühl haben, Deutsch klinge barsch. Dennoch muss man auch einsehen, dass die deutsche Sprache nicht einfach ist zu lernen und die Grammatik doch noch Arbeit verlangt, damit man sie versteht. Das Wichtigste ist aber, dass Deutsch doch eine romantische Sprache ist. Weil die Romantik der Wörter im Deutschen so einfach durchscheint. Während im Französischen die Wörter nicht so einfach zusammengesetzt werden können, weil in der Regel diese Begriffe schon existieren, ist Deutsch durch die Möglichkeit der Zusammensetzung, die so vieles mehr als nur eine Definition widerspiegelt, kreativ. Ich glaube, es ist schon ein Fortschritt, dass sonst so stolze Französinen zugeben können, dass Deutsch nicht schrecklich klingt und sogar etwas mehr kann als das, was das Französische kann. Ich muss also Fabienne danken, denn sie hat mich zum Nachdenken gebracht mit ihrer Aussage. Wenn alle Gespräche mit ihr zu solchen Erkenntnissen führen, will ich gerne noch einmal meine Ferien mit ihr verbringen. ●



Ein Auge für das Wesentliche

FOTOS: RENÉ GROEBLI, YANNIC BEELER G3D

René Groebli Original (oben) und Yannic Beelers Interpretation mit der eigenen Linse (unten)

Im März 2025 wurde an der KSH eine besondere Doppelstunde Wirklichkeit: Die Begegnung mit dem renommierten Fotografen René Groebli

von Dana Rudinger

Zwischen dem Referenten und dem Publikum lagen achtzig Jahre: René Groebli, bald 98-jährig und von einigen als bester noch lebender Schweizer Fotograf geschätzt, traf auf zwei G2-Klassen der Kantonsschule Hottingen. Die Schülerinnen und Schüler hatten sich im Bildnerischen Gestalten bei Anja Moers mit seinem Werk befasst.

Magie der Bewegung, oder: Kann ein gutes Foto unscharf sein?

Bevor René Groebli als Fotoreporter die Welt bereiste, machte er in Paris Aufnahmen von Zügen und Bahnhöfen. Für die Rückfahrt nach Basel erhielt er die Erlaubnis, auf einer Lok mitzufahren – mit gültigem Billett. Er genoss die Fahrt: Dampf Wolken, Zischen, Fauchen. Er fotografierte vom Dach des Kohlewagens, vom Trittbrett, hielt Schienen, Züge, einen Radfahrer an der Barriere, den Lokführer und den Heizer fest. Um Bewegung darzustellen, wählte er lange Belichtungszeiten und Unschärfe bewusst. Die Kritik folgte: Unschärfe Bilder galten als misslungen. Doch Groebli blieb seiner Linie treu und publizierte 1949 «Magie der Schiene» im Selbstverlag.

Die Schüler:innen hatten in Hinblick auf den Besuch mit Spiegelreflexkameras eigene Aufnahmen gemacht und sich mit Theorie beschäftigt. In der Folge lautete eine Frage: Welche Kamera verwendete er? – In den Anfangszeiten waren es eine Rolleiflex und eine Leica gewesen, in den Fünfziger- und Sechzigerjahren im Studio eine Fachkamera, die Sinar.

Magie der Andeutung, oder: Wie viel ist zu viel?

Zwischen zwei Auslandsreisen als Fotoreporter heiratete René Groebli 1951 Rita Dürrmüller. Die Hochzeitsreise folgte 1952 nach Paris. Rita war begeistert vom Interieur des Hotels, das sie an impressionistische Malerei erinnerte, und bat ihren Mann, die Paravents, Tapeten und Amoretten-Gardinen zu fotografieren. Doch bald rückte sie selbst ins Zentrum der Aufnahmen – am Fenster stehend, vor dem Spiegel sitzend, auf dem Bett, mal halbbekleidet, mal in weisser Bluse, oder auch nur ihren Nacken oder die Rose an ihrem Revers. Eine Liebeserklärung an seine Frau.

Ein befreundeter Drucker schlug vor, die Bilder als Buch herauszugeben. Rita war einverstanden, doch die Kunden des Druckers im Rheintal weniger. So gründete Groebli den Turnus-Verlag, um «Das Auge der Liebe» selbst zu veröffentlichen. Ob die erotischen Bilder nicht missbraucht werden könnten, fragte ein Schüler. Groebli verneinte – seine Freunde, meist Künstler, hätten die Fotos mit Verständnis betrachtet. Heute werde das Buch auch von jungen Leuten gekauft, oft als Geschenk. Eine Groebli-Fotografie ins eigene Zimmer zu hängen, konnte sich hingegen niemand aus der Klasse vorstellen.

Magie der Farbe, oder: Spielerei oder Kunst?

Die bekanntesten Schwarzweissbilder von René Groebli stammen aus seinen ersten beiden Büchern, aufgenommen im Alter zwischen 20 und 25 Jahren. Doch sein Werk umfasst weit mehr: Fotos aus London, Irland, New York, Kreta und aus seiner Zeit als Werbefotograf – in vielfältigen Stilen. Seine Experimentierfreude, Präzision und sein feines Gespür für Ausdruck ziehen sich durch alle Arbeiten.

Die Schüler:innen wunderten sich, weshalb einige Bilder körnig, manche schwarzweiss, andere farbig verfremdet sind. Groebli's Antworten machten deutlich: Technik war für ihn nie Selbstzweck, sondern diente stets dem Ausdruck und dem, was ein Bild vermitteln soll. So kombinierte er 1978 in einem Bild Farbe und Schwarzweiss – ein rotes Flugzeug vor den Twin Towers –, um Spannung zu erzeugen. In der Aufnahme einer Clowness war Farbe unerlässlich, um den emotionalen Ausdruck zu verstärken. Andere Bilder leben von Unschärfe, etwa das frühe Foto eines Fahrradlenkers auf einer verwischten Strasse – Bewegung wird hier unmittelbar spürbar.

Die Klassen liessen sich von René Groebli's Fotos zu eigenen Bildern inspirieren. Zwei Arbeiten wurden dem Gast geschenkt – darunter Yannic Beelers gelungene Interpretation des bekannten Fotos mit dem Fahrradlenker. Der Referent freute sich darüber, und über das Interesse der jungen Menschen – die theoretisch seine Urenkel sein könnten. ●



Drei Fragen an Anja Moers, Bildnerisches Gestalten

Wie beliebt ist die Fotografie bei den Schülerinnen und Schülern?

Fotografie ist recht beliebt, denn jede und jeder hat ein Handy, das ständig genutzt wird. Wir nutzen die Handys auch für unterschiedliche Fotografie-Aufgaben. Attraktiv ist auch, dass mit dieser Technik auf Knopfdruck Resultate erzielt werden können. Für die Anwendung der digitalen Spiegelreflexkameras ist die technische Einführung relativ aufwendig. Dank den Knöpfen und Rädern an den Kameras und der digitalen Anzeige auf den Displays können Zusammenhänge wie zum Beispiel die zwischen Blende und Zeit etwas einfacher verstanden werden. Ein Schüler, der Secondhandkleider auf Instagram verkauft, konnte dabei direkt vom Erlernen profitieren!

Wie kann der Übergang von Analog zu Digital konkret aussehen?

Ich arbeite gerne mit analogen Zeichnungen wie zum Beispiel Landschaftsbildern, Portraits oder Metamorphosen eines Tonklumpens, welche eingescannt und anschliessend im Bildbearbeitungsprogramm Adobe Photoshop bearbeitet werden. Das Endprodukt ist ein GIF (Graphics Interchange Format), eine kurze Animation bestehend aus mindestens zwei oder mehreren Einzelbildern. Das GIF wurde 1987 erfunden, und war das erste bewegte Bild im Internet – heute kaum mehr vorstellbar.

Werden im Rahmen des Unterrichts auch interdisziplinäre Projekte durchgeführt?

Ja, letztes Semester realisierte ich ein spannendes Projekt mit einer Klasse des Deutschlehrers Mike Moling: Die Schülerinnen und Schüler haben bei ihm spielerisch eigene Gedichte entwickelt [Anm. der Redaktion: siehe Seite 24]. Diese wurden im Bildnerischen Gestalten in Bilder übersetzt. Gedanken und Gefühle zu verbildlichen ist anspruchsvoll – aber auch eine schöne Gelegenheit, die eigenen Stärken besser kennenzulernen.

von Daniel Aufschläger



Atmosphäre und Ästhetik

von Simon Haas

Die Sonne scheint durch die Oberlichter auf die Tische, die Farben leuchten grell aus den Dosen, die Rakel und Siebe warten geduldig auf ihren Einsatz – überall entstehen wundersame kleine Stilleben aus Zeichnungen, Stiften, Scheren und Papierschnipseln. Das Siebdruckatelier verströmt eine Stimmung, die genauso inspirierend wie gemütlich ist und meine Augen kaum ruhen lässt – immer wieder entdecke ich aufs Neue kleine Sensationen, welche lautlos auf uns gewartet haben. Voller Materialien und Spuren der Arbeit präsentiert sich der Raum, in den wir eintreten; wir freuen uns auf den eintägigen Workshop vor Ostern, nachdem wir in den Tagen davor bereits Osterhasen modelliert und mit Schokolade gegossen haben.

Solche Räume und deren Atmosphäre sind es – denke ich an diesem Mittwochmorgen still in mich hinein –, die mich und womöglich auch die Schüler:innen der Klasse P1a inspirieren, gestalterisch aktiv zu werden, die «ansteckend» wirken und einen sich im Hier und Jetzt fühlen lassen.

Gernot Böhme beschreibt in seinem Buch «Atmosphäre – Essays zur neuen Ästhetik» (1995) die Atmosphäre als zentralen Erkenntnisgegenstand und Grundbegriff einer neuen Ästhetik – einer Ästhetik, die im ursprünglichen Wortsinn als «sinnliche Wahrnehmung, Erfahrung» (gr.: aisthesis) verstanden wird. Gemäss Böhme handelt es sich bei der Atmosphäre um die «Beziehung von Umgebungsqualitäten und menschlichem Befinden» – oder an anderer Stelle noch prägnanter formuliert: «Die Atmosphäre ist die gemein-

same Wirklichkeit des Wahrnehmenden und des Wahrgenommenen». Nach Böhme ist es demnach die Bezogenheit zwischen den räumlichen Qualitäten und dem wahrnehmenden Subjekt, welche in einem dynamischen Wechselspiel die Atmosphäre ausmacht.

Es wird skizziert, posiert, geschnitten, verschoben, geklebt, durchgepaust, beschichtet und belichtet, gemischt und schliesslich gedruckt. Mit jedem Arbeitsschritt schärft sich dabei die Wahrnehmung, mit jedem Hinweis von Sereina und Jenny – unseren Workshopleiterinnen – präzisiert sich die Vorstellung darüber, wie ein Siebdruck funktioniert und was es dabei zu beachten gilt. Beispielhaft erleben die Schüler:innen, wie prozesshaftes Gestalten voranschreitet: in Schlaufen, auf deren Windungen sich die Triade von Idee, Optimierung und Umsetzung immer wieder die Hand gibt und dabei in eine Höhe vorstösst, welche gestalterische Raffinesse und Verdichtung erzeugt.

Am Ende des Tages geht mir der Gedanke durch den Kopf, ob sich die von Böhme beschriebene Bezogenheit hinsichtlich der Atmosphäre durch eine sensibilisierte (visuelle) Wahrnehmung, die wir im gestalterischen Unterricht als ein übergeordnetes Lernziel anstreben, verstärkt und wir dadurch einen Beitrag leisten zu einer vertieften Erfahrung der uns umgebenden Welt. «Sie, chömmmer jetzt gah – schön! Oschtere!», erklingt es plötzlich und der Gedankengang wird jäh unterbrochen. «Ja, auch schöne Ostern und erholsame Ferien!» ●

Von Influencer:innen und Minecraft

von Regula Gasser

Gebückt steigt die Klasse 11b eine steile Treppe hinab. Ins Gefängnis von Schloss Chillon – vorbei an einem Henkerseil. «Das ist nur zur Show», bemerkt unsere Museumsführerin Anette beiläufig, denn die tatsächlichen Hinrichtungen fanden schliesslich auf öffentlichen Plätzen statt – zum Amüsement der Bevölkerung, versteht sich.

Ganz unten angekommen, zwischen rauem Felsen und jahrhundertaltem Mauerwerk, bleiben wir unvermittelt vor einem Pfeiler stehen und werden auf eine eingeritzte Unterschrift hingewiesen. «Byron» steht da. Im Vergleich zum düsteren Galgen unspektakulär – denken wir zumindest. Lord Byron, so unsere Museumsführerin, war wohl der erste Influencer schlechthin.

Es verschlug ihn infolge einer skandalträchtigen Scheidung in die Genferseeregion, wo er sich für das Schicksal François Bonivards begeisterte. Dieser Gefangene, der aufgrund seiner politischen und religiösen Überzeugungen im Verlies eingekerkert wurde, inspirierte Byron kurzerhand zu einem heroischen Gedicht. «The Prisoner of Chillon» war geboren und sollte Geschichte schreiben.

Die Verse erreichten schnell internationalen Kultstatus und lockten bereits im 19. Jahrhundert etliche Tourist:innen ins Schloss. Da soll noch einer behaupten, Influencer:innen seien eine Erfindung der sozialen Medien.

Dass die digitale Parallelwelt uns auch mit scheinbar nutzlosem Detailwissen über historische Bauwerke bereichert, erfahren wir einige Stockwerke höher. Mit viel Enthusiasmus erklärt uns Anette, wie die kostbaren Dekorationselemente an die Wand gelangten und aus welchen Materialien die Farben hergestellt wurden. Sie fragt uns, woraus wohl das noch immer strahlende Blau an den Wänden bestehe.

«Lapislazuli!» – kommt es wie aus der Pistole geschossen aus mehreren Mündern gleichzeitig. Verblüfft wende ich mich als anscheinend einzige Nichtwissende an die Schülerin neben mir und frage, woher sie das denn bitte wisse. «Aus Minecraft», sagt sie nur lachend, «das ist ein seltener blauer Stein.» ●



FOTO: SIMON HAAS

FOTOS: POIKE/ISTOCKPHOTO, BLOERN WYLEZICH/ISTOCKPHOTO

Dialektische Erörterung zum Klimawandel

von Delano Cattarozzi, ehem. H3c aus dem Deutschunterricht bei Cornelia Heinz

Der Klimawandel schreitet immer weiter voran. Die Temperaturen auf der Erde haben sich seit der Industrialisierung schon um etwa 12 Grad erhöht und es wird immer schlimmer.

Ohne eine Senkung der Emissionen steht der Menschheit eine sehr schlimme Zeit mit vielen Problemen bevor und darüber sind sich die meisten Leute auch einig. Doch wie können wir den Klimawandel stoppen? Kann man als Einzelperson überhaupt etwas gegen den Klimawandel tun, oder sind die eigenen Auswirkungen auf das globale Klima so nichtig, dass eine Einschränkung sinnlos ist?

Ein Grund, der dagegen spricht, seine Emissionen zu vermindern, ist, dass der Einfluss einer einzelnen Person auf das globale Klima so extrem klein ist, dass es nahezu keinen Unterschied macht, ob man jetzt etwas mehr verbraucht oder nicht. Die Welt wird sich nicht auf einmal grundlegend verändern, nur weil man etwas geringere Emissionen verursacht. Nur weil man mal das Fahrrad anstatt das Auto nimmt, werden weder die Waldbrände im Amazonasgebiet aufhören noch wird dadurch der Temperaturanstieg auf der Erde gestoppt.

Ein weiteres Argument, welches dagegen spricht, sich um die eigenen Emissionen zu kümmern, ist, dass nur eine gesamtgesellschaftliche Lösung, welche auch nur politisch erreicht werden kann, das Problem mit dem Klimawandel beheben kann.

Die Vergangenheit hat gezeigt, dass die meisten Menschen ihre Eigenverantwortung bezüglich ihrer Emissionen ohne politische Lenkungen sowieso nicht wahrnehmen. Es liegt also in der Verantwortung der Politik, Massnahmen wie die CO₂-Steuern oder Subventionen für erneuerbare Energien einzuführen, die dann viele Menschen dazu bringen würden, ihre Emissionen zu senken und den Klimawandel zu bekämpfen.

Auch spricht dagegen, sein Handeln zu verändern, um dem Klimawandel entgegenzuwirken, dass man selbst davon keinen Nutzen hat. Es gibt keine Konsequenzen für einen, wenn man den Klimawandel vorantreibt, und die Probleme, die durch das eigene Handeln entstehen, betreffen einen meist selbst nicht. Man kann auch jedes Wochenende in ein anderes Land fliegen, einen grossen SUV fahren und es hat trotzdem keine Folgen für einen.

Auf der anderen Seite muss man sagen, dass genau dieses Denken sehr asozial ist. Bereits jetzt gibt es verheerende Auswirkungen des Klimawandels und man hat die Verantwortung, mit dem eigenen Handeln dem entgegenzuwirken. Wenn man dieser Verantwortung nicht gerecht wird, trägt man eine Mitschuld an den Hitzewellen, Dürren, Überflutungen und anderen Folgen, die der Klimawandel mit sich bringt.

Ein weiterer Grund, warum es sinnvoll ist, eher darauf zu achten, wie viele Emissionen man ausstösst, ist, dass man als Einzelperson hier in der Schweiz mehr Einfluss auf den Klimawandel hat, als man vielleicht denken würde. In der Schweiz gibt es viele Menschen, die denken, dass sie selbst gar nicht so viel zum Klimawandel beitragen würden. In Wahrheit sind jedoch die Pro-Kopf-Emissionen in der Schweiz höher als in den meisten anderen Ländern und liegen sogar noch über dem weltweiten Durchschnitt. Eine durchschnittliche Person aus der Schweiz stösst zum Beispiel fast fünfmal mehr CO₂ aus als eine aus Afrika.

Ein weiteres Argument dafür, seine Emissionen zu verringern, ist der positive Einfluss auf das Denken seiner Mitmenschen, den das eigene klimafreundliche Handeln hat. Wenn man einen klimafreundlichen Lebensstil hat, sehen das die Mitmenschen, was dann dazu führen kann, dass dieses Verhalten für sie mehr zur Normalität wird und sie sich ähnlich verhalten.

Wenn zum Beispiel die Familie einer Person normalerweise mit dem Zug anstatt dem Flugzeug in die Ferien geht, wird diese Person das mit hoher Wahrscheinlichkeit auch so machen.

Meiner Meinung nach überwiegen die Argumente für die Reduktion der eigenen Emissionen deutlich. Wenn die Menschen ihre Eigenverantwortung nicht wahrnehmen, wird es nicht möglich sein, den Klimawandel zu stoppen. Auch wenn die Argumente, wie dass man als Einzelperson keinen grossen Unterschied macht und dass der Klimawandel vor allem auch politisch bekämpft werden muss, grundsätzlich richtig sind, kann das meiner Meinung nach keine Ausrede dafür sein, mit seinem Handeln das Klima weiter zu belasten. Aus diesem Grund versuche ich persönlich, meine Emissionen zu verringern und würde auch allen anderen empfehlen, das zu tun. ●

Damit dir nicht die Puste ausgeht



von Hansjürg Wicki

«Ich cha nach de Schuel nöd – ich muess zersch na go pumpe!»

Krafttraining ist derzeit in aller Munde; In den Gängen der KSH wird diskutiert, wer wieviel «bencht», welche Protein-

shakes man täglich zu sich nehmen soll und welche Form von Bizeps-Curls den Oberarm am schnellsten anschwellen lässt.

Eine «andere» Form der körperlichen Erächtigung ist darob etwas in den Hintergrund geraten: das Ausdauertraining.

Ich möchte den Sinn und Nutzen von gezieltem Krafttraining in keiner Weise in Abrede stellen, aber dieses Tactical Timeout gibt mir die Gelegenheit, eine Lanze zu brechen für regelmässiges Training des Herzkreislaufs.

Wer möchte nicht ein grosses Herz?

Der Muskel, den wir mit Ausdauertraining hauptsächlich trainieren, ist das Herz. Das Herz eines Menschen ist ungefähr so gross wie seine Faust und schlägt in Ruhe ungefähr 60-mal pro Minute, wobei es etwa fünf Liter Blut durch den Körper pumpt. Das Herz schlägt also auf ein Jahr hochgerechnet über 31 Millionen Mal! Bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung in der Schweiz von über 84 Jahren sind das über 2,6 Milliarden Herzschläge – mit der Menge Blut, die dabei befördert wird, liessen sich 88 (!) olympische Schwimmbecken füllen.

Die gesundheitlichen Vorteile einer verbesserten Ausdauerleistungsfähigkeit sind vielfältig und unumstritten. Mit einer erhöhten maximalen Sauerstoffaufnahme (VO₂max) geht beispielsweise eine signifikante Steigerung der Lebenserwartung einher.

Durch Ausdauertraining wird das Herz effizienter in seiner Pumpleistung, der Ruhepuls und der Blutdruck sinken. Die Durchblutung und damit die Sauerstoffversorgung werden gesteigert. Die positiven Auswirkungen beschränken sich aber nicht nur auf physische Anpassungen: Besonders für Schüler:innen dürfte interessant sein, dass sich Konzentrations- und Gedächtnisleistung verbessern und die Neuroplastizität gefördert wird.

Auch das Wohlbefinden wird gesteigert: zum einen durch die als «Runners-High» bezeichnete Ausschüttung von Endorphinen, zum anderen durch die Reduzierung von Angstzuständen und Depressionen. Zudem wird die Schlafqualität verbessert, womit wir auch noch eine Brücke zum letzten Tactical Timeout geschlagen hätten.

Mythos «Cardio Kills Gains»

Von den Verfechtern der Muskel-Hypertrophie dürfte wohl bald der Einwand kommen, Krafttraining und Ausdauertraining vertrügen sich nicht. Man könne entweder das eine oder das andere trainieren, aber nicht beides. Ergo würden sich alle, die sich dem Muskelaufbau verschrieben haben, davor hüten, ihre Ausdauer zu trainieren, um nicht die beim Hantelstemmen gemachten Fortschritte zu gefährden.

Krafttraining und Ausdauertraining bewirken im menschlichen Körper in der Tat unterschiedliche hormonelle Reaktionen, die sich in ihrer Wirksamkeit gegenseitig behindern. In der gleichen Trainingseinheit beides zu trainieren, ist folglich nicht unbedingt zu empfehlen.

Es lohnt sich aber durchaus auch für Kraftsportler:innen, ihre Grundlagenausdauer zu trainieren. Durch die verbesserte Durchblutung gelangen mehr Nährstoffe und Sauerstoff zu den Muskeln, was für deren Wachstum förderlich ist. Gleichzeitig werden Abfallprodukte schneller abtransportiert, womit sich die Regeneration beschleunigt. In der Folge kann häufiger und intensiver trainiert werden. Ausserdem neigen Sportler:innen, die Kraft- und Ausdauer-Training kombinieren, weniger zu Verletzungen.

Grundsatz 80/20

Wer sich hat überzeugen lassen, möchte nun vielleicht noch wissen, wie denn am besten vorzugehen ist. Grundsätzlich lässt sich Ausdauer in verschiedenen Modalitäten trainieren, sei es nun Joggen, Radfahren, Schwimmen, Skilanglauf oder Rudern. Man sollte in der Lage sein, die Tätigkeit über längere Zeit auszuführen. Wer sich kaum über Wasser halten kann, wählt vielleicht besser nicht Schwimmen als Ausdauertrainingsform. Um die Intensität gezielt zu steuern, empfiehlt sich der Ansatz des polarisierten Trainings: 80 Prozent der Trainingszeit sollten bei tiefer Intensität absolviert werden. Als Faustregel gilt, man sollte dabei gerade noch in ganzen Sätzen sprechen können. Im Sportunterricht sprechen wir vom «Plaudertempo». Die restlichen 20 Prozent der Zeit darf richtig intensiv trainiert werden. Dies kann beispielsweise mit einer Intervall-Einheit erfolgen.

Wichtig ist, sich anschliessend ausreichend zu erholen, denn die körperlichen Anpassungen finden nicht während des Trainings statt, sondern in der Ruhepause danach. Es lohnt sich also, bewusste Erholungstage einzuplanen.

Schon bald werden sich Fortschritte zeigen und um diese weiter gedeihen zu lassen, wird es mit der Zeit notwendig sein, das Training (ein wenig) zu steigern. Die oben propagierte tiefe Intensität ist relativ zum Leistungsvermögen zu verstehen. Je besser die Ausdauer, um so grösser die Leistung bei immer noch tiefer Intensität.



Ausdauer an der KSH

Wir von der Fachschaft Sport freuen uns über alle, die ihre Ausdauer trainieren, aber natürlich betrachten wir dies nicht nur als Hausaufgabe:

Mit zunehmender Akzentuierung des «Hallenproblems» hat die Fachschaft Sport aus der Not eine Tugend gemacht und die im Lehrplan vorgesehene Organschulung stärker in den Fokus gerückt. Vor mehr als zwanzig Jahren wurde im Untergeschoss des Sport- und Musiktraktes der Veloraum eingerichtet. Seither strampeln unsere Schüler:innen während eines Teils ihres Sportunterrichts auf unseren Spinning-Bikes und optimieren ihren Herzkreislauf. Dieser angepasste Fokus äussert sich auch in einem Teil der Sportanlässe, die wir regelmässig durchführen:

In der ersten Klassenstufe absolvieren alle Schüler:innen die Américaine, einen Intervall-Lauf in Zweiergruppen.

In der zweiten Klasse kommt für die Gymi-Schüler:innen beim Orientierungslauf noch die Komponente des Kartenlesens dazu. Dies ist insofern eine hübsche Kombination, als gleich zwei der oben genannten positiven Effekte des Ausdauertrainings zum Tragen kommen; einerseits die erhöhte Konzentrationsfähigkeit für fehlerfreies Orientieren und andererseits die verbesserte Fähigkeit, möglichst schnell über längere Zeit zu Laufen.

In der dritten Klasse folgt – leider ebenfalls nur für die Gymi-Klassen – der Höhepunkt dieses Ausdauer-Steigerungslaufs, der Triathlon. Die Schüler:innen können über teils selbst gewählte Distanzen ihren Durchhaltewillen unter Beweis stellen.

Abgerundet wird das Ganze mit dem Silversterlauf in der vierten Klasse, an dem die Teilnehmer:innen des Ergänzungsfaches Sport obligatorisch mitmachen.

Los geht's!

Wie im oberen Abschnitt gezeigt, tragen wir von der Fachschaft Sport unseren Teil dazu bei, dass euch nicht die Puste ausgeht – jetzt seid ihr dran!

Schnürt eure Lafschuhe oder schwingt euch aufs Rad und legt los – im Idealfall findet ihr noch eine:n Gleichgesinnte:n, mit der oder dem ihr dabei plaudern könnt. ●

Lebensqualität für Sie und mich



von Thomas Schellenberg

Wenn ich mit dem Velo an die Kanti Hottingen komme, wähle ich meist die Route via Witikon in die Stadt und muss somit nicht durchs Zentrum fahren. Seit Neustem reizt es mich aber, extra den Umweg mitten durch die City zu nehmen. Im Mai dieses Jahres wurde nämlich der neue Velotunnel unter dem Hauptbahnhof eröffnet. Er verbindet die Kreise 4 und 5 beziehungsweise die Kaserenstrasse vor der Sihlpost mit dem Sihlquai auf der Nordseite des Bahnhofs.

Besonders interessant ist dabei die Entstehungsgeschichte des neuen Tunnels. Denn auch wenn er erst kürzlich Eröffnung feierte, so wurde er mitnichten erst in den letzten Jahren gebaut. Tatsächlich wurde er im Zuge der Schaffung der Zürcher S-Bahn und des Baus des Museumsbahnhofs – also der heutigen Gleise 41 bis 44 – erstellt. Das war in den 1980er-Jahren. Allerdings wurde er damals nicht als Velotunnel konzipiert, sondern als Autobahntunnel!

In Sachen Stadtentwicklung folgte in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts auch Zürich, wie viele andere europäische Städte, während einigen Jahrzehnten dem Leitbild der autogerechten Stadt. Gemäss diesem Leitbild sollte sich Stadtentwicklung in erster Linie an den Bedürfnissen der Autofahrerinnen und Autofahrer orientieren. Diese sollten mit ihrem Gefährt möglichst schnell, bequem und problemlos jeden beliebigen Ort in der Stadt anfahren können. Um dieses Ziel zu erreichen, brauchte es vor allem zwei Dinge: Strassen und Parkplätze.

Auch wenn Zürich sich schon Ende des vergangenen Jahrhunderts vom Leitbild der autogerechten Stadt verabschiedet hat, so finden sich doch bis heute Zeugen aus jener Zeit in der Stadt. Neben dem nun ungenutzten Tunnel unter dem Hauptbahnhof dürfte die Sihlhochstrasse zwischen Brunau und Manesseplatz (links der Sihl) beziehungsweise Hürlimannareal (rechts der Sihl) das bekannteste Beispiel sein. Einen Fluss über mehr als einen Kilometer mit einer massiven Betonbrücke zuzubauen, wäre heute undenkbar. Damals hingegen war der Plan nicht, das Viadukt beim Manesseplatz enden zu lassen, sondern es bis mitten ins Herz der Stadt zu verlängern. Zwischen Manesseplatz und Hürlimannareal ist dies sehr eindrücklich daran zu erkennen, dass die Sihlhochstrasse abrupt und wie abgeschnitten endet.

Von da fliesst die Sihl weiter zum Hauptbahnhof und auch die Hochstrasse hätte da hinführen sollen, wo die Autos unter dem Hauptbahnhof hindurch Richtung Platzspitz gefahren wären. Dort, beim Platzspitz, wäre die damalige N3 (heute A3) im sogenannten Autobahn-Ypsilon mit der N1 (heute A1) zusammengeführt worden. Mitten im Zentrum Zürichs. Der Milchbuckunnel von Norden sowie die A1 von Westen, welche heute beim Hardturm endet, wären zu den beiden anderen Armen des geplanten Ypsilons geworden.

Das Ypsilon wurde nie fertiggebaut, aber weil man in den 1980er-Jahren beim Bau des Museumsbahnhofs Synergien nutzen wollte, wurden damals immerhin 200 Meter erstellt, eben der Autobahntunnel unter dem Hauptbahnhof.

Seit Ende des letzten Jahrtausends orientiert sich die Stadtentwicklung Zürichs am Leitbild des ökologischen Städtebaus. Mit diesem Leitbild vor Augen zielt moderne Stadtentwicklung auf eine Erhöhung der Lebensqualität für alle Menschen, die in den Städten leben, das heisst wohnen, arbeiten, Zeit verbringen. Und somit auf mehr Lebensqualität für Sie und mich.

Unter anderem soll dieses Ziel durch die Förderung des Langsamverkehrs erreicht werden. Insofern hat die Umnutzung des als Autobahntunnel geplanten Abschnitts des Ypsilons in ein Velotunnel auch etwas Symbolisches.

Und ich schliesse mich vielleicht schon bald den hunderten Velofahrerinnen und Velofahrern an, die täglich durch den neuen Velo-statt-Autobahntunnel fahren. Ich freue mich drauf! ●

In der Mediothek: Gute Geister mit Blick fürs Ganze

von Monica Bronner und Anita Furrer

Die Mediothek ist ein Rückzugsort im Schulalltag – ein Ort, an dem man zur Ruhe kommen, sich fokussieren oder auch einfach kurz durchatmen kann.

Als Mediothekarinnen verstehen wir uns als Gastgeberinnen und versuchen, eine Atmosphäre zu schaffen, in welcher sich Schülerinnen und Schüler sowie Lehrpersonen wohlfühlen. Herausfordernd dabei ist, dass sich viele unterschiedliche Bedürfnisse auf kleinem Raum begegnen. Denn die Mediothek soll für alle da sein: für jene, die konzentriert arbeiten möchten genauso wie für diejenigen, die sich bei einem Spiel – sei es digital oder analog – entspannen wollen.

Wir übernehmen dabei unterschiedliche Aufgaben: Anita sorgt im Hintergrund für einen reibungslosen Ablauf. Sie foliert neue Bücher, sortiert sie ein und achtet darauf, dass die Mediothek ordentlich und einladend bleibt. Monica unterstützt Schüler:innen sowohl bei formalen als auch bei technischen Fragen und hilft weiter, wenn es irgendwo harzt. Sie kann in diesem Zusammenhang auch als Teaching Librarian verstanden werden: Von der Installation eines Druckers zu Beginn der Schulzeit über die Ausleihe von Lektürehilfen und Taschenrechnern für Prüfungen bis hin zur Einführung in die Nutzung wissenschaftlicher Online-Ressourcen – die Jugendlichen werden über Jahre hinweg begleitet.

Auch die digitale Welt ist längst Teil unseres Alltags. Sie wird oft ausschliesslich der Informatik zugeordnet, dabei stammen viele Grundkonzepte der Informationssuche aus der Bibliothekswelt. So wurde etwa der Citation Search bereits 1955 von Eugen Garfield entwickelt – lange bevor Suchmaschinen zum Standard wurden. Informationskompetenz bedeutet mehr als Googeln, und wir setzen uns dafür ein, dass diese Fähigkeiten gezielt vermittelt und gestärkt werden.

Seit der Covid-Pandemie hat sich die Mediothek auch deshalb zunehmend von einer klassischen Schulbibliothek zu einem hybriden Lernort entwickelt. Neben dem Medienbestand vor Ort nutzen wir heute verschiedene elektronische Ressourcen und richten unser Angebot stärker auf den kompetenten Umgang mit digitalen Informationen aus. Die Mediothek entwickelt sich so kontinuierlich weiter – orientiert an den Bedürfnissen der Schule und am Umgang mit Information im digitalen Wandel. ●

höherschlägt ...
Das Einweihungsfest der umgebauten Mediothek vor acht Jahren war für mich ein ganz besonderes Erlebnis.
Anita Furrer

Wo mein Herz
Es ist wie Weihnachten und Ostern zusammen, wenn ich regelmässig Postpakete öffnen und gesammelte Gedanken kluger Menschen in die Hände nehmen darf.
Monica Bronner

Was mich herausfordert ...
Wenn die Schüler:innen die Abfälle nicht korrekt entsorgen und die Bücherregale verunreinigen ... Zum Glück ist das die Ausnahme.
Anita Furrer

Die Mediothek soll mehr sein als ein Durchgangsort – doch das Schulleben spielt sich meist zwischen Lehrpersonen und Klassen ab. Unsere Integration in den Schulbetrieb ist deshalb kein Selbstläufer. Hinzu kommt, dass sich viele Bedürfnisse auf engem Raum begegnen: Ruhe, Austausch, Gruppenarbeit. Um Konflikte zu verringern, wird der Fremdsprachenbereich neu gegliedert, und der Raum lärmdämpfend eingerichtet.
Monica Bronner

nicht alle wissen ...
Meine Leidenschaft gehört der Recherche – wenn ich den Dingen auf den Grund gehe, eröffnen sich immer wieder neue Welten. Das Schönste ist: Ich darf während der Arbeit selbst ständig dazulernen.
Monica Bronner

Was vielleicht
Mein Vater war Lehrer an der KSH, so bin ich hier gelandet. Ich habe zuerst im Sekretariat gearbeitet, dann Stück für Stück in die Mediothek gewechselt.
Anita Furrer

Anita Furrer
seit 1997 an der KSH

Monica Bronner
seit 2019 an der KSH

Das Beste aus zwei Welten



von Daniel Zahno

Am 13. Juni 2025 fanden sich fast 700 ehemalige Hottingerinnen und Hottinger am Homecoming Day ein. An diesem Tag schwebten sowohl Schülerinnen und Schüler als auch die Lehrpersonen in Erinnerungen an die «gute alte Zeit». Nie erhalten wir Lehrpersonen in so kurzer Zeit so viele Komplimente für die KSH und unseren Unterricht. Dieses Feedback ist äusserst wohlthuend und in Zeiten schulischen Wandels eine Bestätigung und ein Zeichen, dass wir auch damals schon auf dem richtigen Weg waren. Besonders spannend ist es ausserdem zu erfahren, was die Ehemaligen in den letzten zwanzig oder auch nur in den letzten drei Jahren gemacht haben.

Viele Ehemalige, die mitten im Berufsleben stehen, berichten, dass sie sich ihren Arbeitsalltag ohne künstliche Intelligenz (KI) gar nicht mehr vorstellen könnten. KI ist zu einer ständigen Begleiterin geworden – nicht nur im Beruf, sondern zunehmend auch im Alltag. Dennoch betonen die Ehemaligen, wie dankbar sie für die analoge Bildung und das damit verbundene Wertesystem sind. Nur dank dieses Fundaments können sie die Vorschläge der künstlichen Intelligenz richtig einordnen. Wie Albert Einstein einst sagte: «Technologie ist nur ein Werkzeug. Im Hinblick auf die Kinder ist Motivation das Wichtigste.» Diese Motivation und das kritische Denken, die durch eine fundierte Schulbildung vermittelt werden, bleiben auch im Zeitalter der KI unerlässlich.

Eine neue, nachdenklich stimmende Entwicklung schilderten mir Ehemalige, die kurz vor oder nach dem Masterabschluss stehen. Trotz hervorragender Studienleistungen, exzellenten Sprachkenntnissen und perfekten Lebensläufen haben sie grosse Mühe, attraktive Einstiegsjobs zu finden. Immer mehr Unternehmen lassen Aufgaben, die bisher von Berufseinsteigerinnen oder -einsteigern übernommen wurden, von künstlicher Intelligenz erledigen. Hinzu kommt die durch die amerikanische Handelspolitik verursachte Unsicherheit, die dazu führt, dass sich auf eine Stelle nicht mehr Dutzende, sondern Hunderte Bewerberinnen und Bewerber melden. Ein Ehemaliger sagte mir: «Diese Situation ist für mich der ultimative Charaktertest.»

Seit vier Jahren arbeiten alle unsere Schülerinnen und Schüler nach dem Prinzip «Bring Your Own Device» (BYOD): Sie arbeiten häufig und intensiv, nahezu papierlos mit ihren eigenen Geräten. Die Geräte sind dabei

sowohl Arbeits- und Hilfsmittel als auch potenzielle Ablenkungsquellen. Jede Lehrperson hat – angepasst an die jeweilige Klasse – ihren eigenen Weg für den Einsatz der Geräte im Unterricht gefunden, bei dem sich digitale und analoge Phasen immer mal wieder abwechseln.

Durch die Geräte haben Schülerinnen, Schüler und Lehrpersonen jederzeit Zugriff auf künstliche Intelligenz. An der KSH tasten wir Lehrpersonen uns vorsichtig an das Thema heran. Nach dem ersten Aufschrei – oft begleitet von Forderungen nach einem KI-Verbot – reift nun die Erkenntnis, dass wir uns intensiv mit den durch KI veränderten Lernprozessen auseinandersetzen müssen. Die Schülerinnen und Schüler haben ihre Entscheidung längst getroffen: «Wenn es nützt und Zeit spart, nutze ich es», lautet das Credo. Ohne grosse Bedenken bedienen sich viele der frei zugänglichen Möglichkeiten der KI. Für uns Lehrpersonen stellen sich jedoch grundlegende Fragen: Merken die Schülerinnen und Schüler überhaupt, dass es nicht sie selbst sind, die Zusammenhänge erkennen, Texte schreiben und Ideen entwickeln, und stört sie das nicht? Wie sorgen wir dafür, dass sie motiviert bleiben – wo doch die KI scheinbar alles besser und schneller kann? Wie verhindern wir, dass sie bei Aufgaben und Prüfungen schummeln, wenn dies kaum nachweisbar ist?

KI verbreitet sich in den Schulen somit mit grosser Geschwindigkeit. Die Anpassung des Unterrichts ist daher zentral. Zur Förderung der Selbstständigkeit braucht es geschickt formulierte Aufträge und eine stärkere Verlagerung zur Mündlichkeit. Gleichzeitig müssen wir uns weitere KI-Kompetenzen aneignen, KI kreativ nutzen und mit KI im Unterricht experimentieren. Das erfordert Zeit, Mut und Übung. Unser Digiteam bietet den Lehrpersonen im laufenden Schuljahr eine Weiterbildungsreihe zu KI und digitalem Prüfen an – ein kleiner, aber wichtiger Beitrag zur Beantwortung der grossen Frage: «Wo soll das alles hinführen?»

Die Integration von KI in den Unterricht ist weniger eine technische, sondern vor allem eine pädagogische Herausforderung. Es liegt an uns, die Chancen der digitalen Transformation zu nutzen und gleichzeitig die Werte und Kompetenzen zu bewahren, die unsere Schule seit jeher auszeichnen. Die Zukunft der Bildung liegt darin, beides zu verbinden: das Beste aus der analogen und der digitalen Welt. ●

Impressum

Redaktion Anne-Sophie Schweizer (anne-s.schweizer@ksh.ch), Jennifer Wagner (jennifer.wagner@ksh.ch) **Mitwirkende an dieser Nummer** Daniel Aufschläger, Bertille Baichette, Yannic Beeler, Monica Bronner, Rufus Butz, Delano Cattarozzi, Jan Fedeli, Anita Furrer, Regula Gasser, Simon Haas, Isaak Lindemann, Anja Moers, Sandra Nussbaumer, Christine Schmidt, Anne-Sophie Schweizer, Thomas Schellenberg, Romina Sommer, Nora Teuwsen, Jennifer Wagner, Hansjürg Wicki, Daniel Zahno **Gestaltung** gyselroth™ **Papier** Refutura, 100 % Recycling, Blauer Engel, FSC-zertifiziert, 80 g/m² **Druck** Kantonale Drucksachen- und Materialzentrale (KDMZ)

Redaktionsschluss Nr. 1/2026: 19. Februar 2026

Kurzgedicht

Weg

von Isaak Lindemann G2f
aus dem Deutschunterricht
bei Mike Moling

War da,

jetzt weg.

Wie Pfütze in Sonne,

wie Krümel auf Tisch.

Alles futsch. ●

Agenda

Herbst/Winter

Cyberhalbtag **19.9.**



Das grosse Diktat **6-11.**



August

- 18. Schulbeginn
- 20. Orientierungsabend IMS, 19 Uhr, Aula
- 21. Kontaktseminar IMS
- 28. Kontaktseminar HMS
- 29. Schnuppertag IMS

September

- 3. Tag der offenen Tür am BZZ, Horgen
- 4. Uni-/ETH-Infotag
- 4. IMS-Alumni-Anlass, 18 Uhr
- 10. Zürcher Mittelschulsporttag
- 15. Knabenschiessen, unterrichtsfrei ab 11.35 Uhr
- 19. Cyberhalbtag (I2)
- 29. Arbeitswochen (IMS: Modulwoche)

Oktober

- 6.-17. Herbstferien
- 20. Schulbeginn
- 27. Aufnahmeprüfung IMS

November

- 3. Gründungsveranstaltung der Hottinger Miniunternehmungen, 17-20 Uhr, Aula
- 5. Präventionsanlass Digitale Medien, 8-12.20 Uhr
- 6. Das grosse Diktat (G3, H3, I3)
- 11. Orientierungsabend Gymnasium, 17.15 Uhr und 19 Uhr, Aula
- 13. HSGYM Herbstkonferenz, 13.30-18 Uhr, KS Limmattal
- 18. Schnuppertag alle Klassen

Dezember

- 3. Spielsporttag, 7.45-13.30 Uhr (H2, I2, G2)
- 19. Chrismash, 12.30-17 Uhr (G4)
- 22. Weihnachtsferien

Januar

- 5. Schulbeginn
- 7. Orientierungsabend HMS, 19 Uhr, Aula
- 12. Schnupperhalbtag alle Klassen, ab 13.30 Uhr
- 23. Präsentation Maturitätsarbeiten, 8-17.30 Uhr

Februar

- 2.-3. Weiterbildung Lehrpersonen (unterrichtsfrei/SOL)
- 9. Sportferien
- 23. Schulbeginn
- 25. Besuchstag 1. Klassen

März

- 2. Aufnahmeprüfung Gymnasium/HMS

